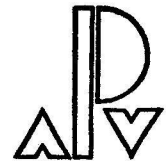
ROLF BATHE

Frankreichs schwerste Stunde

Die Meuterei der Armee 1917

Frankreichs schwerste Stunde



Frankreichs ſchwerſte Stunde

Die Meuterei der Armee 1917

von

Rolf Bathe

1933

Alfred Protte Verlag Potsdam

Copyright by Alfred Protte Verlag, Potsdam
Schutzumschlag von Walter Bullert. Die Bilder zum Umschlag wurden vom Frundsberg-Verlag zur Verfügung gestellt. Druck von Eduard Stichnote, Potsdam

Hermann Stegemann,

dem großen Hiſtoriker des Weltkrieges,

zum Gedächtnis

Auf der großen Straße, die von Albert nach Péronne führt, zieht im verdämmernden Licht eines trüben Novembertages ein langer Kraftwagenzug zur Front. Auf den Plattformen der Fahrzeuge stehen eng zusammengepfercht französische Ablösungstruppen. Die Regimenter, die hier dem Schlachtfeld an der Somme entgegenrollen, sind auf diesem Boden nicht fremd. Sie haben am 1. Juli 1916 nach einem siebentägigen Trommelfeuer als erste Angriffswelle gestürmt, haben den leichten Auftakt des Angriffs über verschüttete Gräben und zerschlagene Bastionen erlebt und die bittere Fortsetzung im Bayernwald ... Das war vor fünf Monaten! Jetzt greift die langsam verlöschende Schlacht noch einmal nach ihnen. Die Soldaten haben fröstelnd den Mantelkragen hochgeschlagen. Eintönig tropft der Regen auf die Stahlhelme. Selten spricht einer ein Wort. Nur wenn ein Wagen durch ein Granatloch fährt, und der Schlamm den Infanteristen ins Gesicht spritzt, ertönen einige halblaute Flüche. Hinter der Spitze der Kolonne krepieren einige Schrapnells mit tiefliegendem Sprengpunkt. Ein greller Feuerstrahl zerreißt die Dunkelheit. Bleikugeln klatschen neben den Wagen in den Straßenschlamm.

In dem Dorf Maurepas, dem sich der Kraftwagenzug nähert, blitzt es in regelmäßigen Abständen auf. Hier haben sich zwischen den Trümmern mehrere französische Langrohrbatterien eingenistet, die gerade ihren Abendsegen zum Deutschen hinüberschicken. Etliche Hundert Meter vor dem Dorf hält die Wagenkolonne mit gelöschten Lichtern. Während die Kompagnien sich am Straßenrand sammeln und das Gepäck umhängen, tauchen aus dem Dunkel die Führerkommandos des Stellungsregimentes auf, die die frische Truppe in die Kampflinie zu bringen haben. In Reihen zu Einem treten die Kompagnien an. Unablässig rieselt der Novemberregen. Kurz vor dem Dorf, an einer zersplitterten Weidengruppe, biegen die Führer von der Straße ab. Schleppenden Schrittes betritt die triefende Kolonne das schwarze, undurchdringliche Trichterfeld ... Capitaine Durand, der Kommandeur des heranrückenden Bataillons, ist mit seinem Stabe schon am Nachmittag in die Kampfzone abgerückt. Er ahnt, was seiner Truppe bei dem Einsatz in dieser Jahreszeit bevorsteht und will sich noch bei Tageslicht über die Kampfbedingungen Klarheit verschaffen. Der Capitaine ist ein

erfahrener und vielfach erprobter Frontsoldat, aber was er hier auf dem Marsch über das Sommeschlachtfeld sieht, übertrifft alle Vorstellungen.

Die Dörfer sind zermahlene Schutthaufen, zwischen denen sich hin und wieder eine geschwärzte Brandmauer erhebt. Am Horizont ragen einige gespenstische Baumskelette in den grauen Himmel, Reste ehemals grünender Wälder, und soweit das Auge reicht, breitet sich vor den einsam marschierenden Männern eine einzige, gelblich braune Fläche von Schlamm und Granattrichtern aus. Zahlreiche windschiefe Kreuze, vereinzelt mit verrosteten Stahlhelmen geziert, geben dieser melancholischen Landschaft das Aussehen eines riesigen, verwunschenen Totenackers.

Ein abgelöster Trupp Infanterie kreuzt den Weg der kleinen Schar. Wie ein Geisterzug ziehen die Infanteristen, Mann hinter Mann, schweigend mit schwerem Schritt an dem Capitaine vorüber. Keiner hebt den Kopf. Sie gehen gebeugt, das Gewehr am Lederriemen um den Hals gehängt, auf Stöcke gestützt, als ob sie eine schwere Last zu schleppen hätten. Ihre Schnürschuhe und Wickelgamaschen sind bis zum Knie von einer dicken braunen Lehmkruste überzogen. Einige haben zum Schutz gegen die Nässe Sandsäcke um die Schenkel gebunden. Die ausgehöhlten Gesichter sind gelb und wächsern. Sie unterscheiden sich nur wenig von dem Aussehen der Toten, die vorn ohne Kreuz und ohne eine barmherzige Schaufel Erde in den Kampfstellungen liegen. Kein Lebender kehrt von dieser Stätte zurück, dem die Totenlandschaft nicht ihren Stempel aufgedrückt hätte.

Kopfschüttelnd schaut der Capitaine dem Zuge nach. „Sommekämpfer" denkt der Offizier, und dann steigt wie eine Vision jener heiße Julitag vor ihm auf: der tobende Orkan des Trommelfeuers, die blauen Sturmwellen seines Regimentes, die von dem Feuerwirbel noch völlig benommenen Gefangenen, die zum Schweigen gebrachten deutschen Geschütze! Und so sieht jetzt fünf Monate später nach diesem glänzenden Auftakt das Ende aus? Ein Stück eroberter Trichterwüste, nichts mehr? Soll denn trotz aller Opfer der Durchbruch, der Vormarsch, der Sieg immer nur ein Trugbild bleiben? denkt der Capitaine zornig.

Es geht auf Mitternacht. Vor dem Gefechtsstand des Stellungs-

regimentes, der sich in den Kellergewölben einer vom Erdboden weggewischten Ferme, befindet, hockt Capitaine Durand mit seinen Begleitern auf einer halb im Schlamm versunkenen Protze und wartet ungeduldig auf das Eintreffen der Kompagnien.

Diese quälen sich inzwischen im Schneckentempo durch das Dunkel des Trichterfeldes. Den Blick stur auf den Rücken des Vordermannes geheftet, tappt die Marschkolonne vorwärts. Lehmklumpen hängen sich den Infanteristen an die Füße, Stacheldraht krallt sich in den Wickelgamaschen der Marschierenden fest. Leute bleiben im Schlamm liegen und werden von rauhen Fäusten wieder hochgerissen. Als die Truppe endlich keuchend bei dem Gefechtsstand anlangt, hat sie für einen Weg von fünf Kilometer drei Stunden gebraucht.

Die Ablösung drängt. Capitaine Durand läßt sein Bataillon nur eine kurze Atempause einlegen, dann tritt die Marschkolonne wieder an. Sie kommt jetzt in ein Gelände, das unter heftigem Beschuß liegt. Mit scharfem Krachen krepieren einige Lagen Granaten vor und neben der lang auseinandergezogenen Kolonne. Splitter zischen durch das Dunkel. Einige Leute haben sich lang in den Schlamm geworfen. Endlich hat die Spitze den Verbindungsgraben erreicht, der in die vorderste Linie führt. Aber der Marsch wird bei der Stockfinsternis in den Gräben zur Marter. Selbst die Führer kennen sich nicht mehr aus. Bei jeder Biegung müssen die Hände an den Grabenwänden nach dem Weg tasten, sodaß sie schnell mit einer breiigen Masse überzogen sind. Mühsam quält sich Mann für Mann an den Engpässen vorüber, wo eingestürzte Grabenwände und zersplitterte Balken den Weg versperrt haben. Zerschossene Leitungsdrähte haben sich zu unentwirrbaren Knäueln verdichtet und hängen sich wie Kletten an die Füße der Marschierenden. Draußen ertönen die Detonationen krachender Einschläge. Die Leute mit ihrem schweren Gepäck stolpern und stürzen. Sie kommen nicht vorwärts, der Lehm hält sie fest. Verzweifelt verlassen die Offiziere den Graben. Immer noch besser Granaten als diese Tortur in den Schlammgräben. Aber draußen stürzen die Mannschaften in dem rabenschwarzen Dunkel in wassergefüllte Trichter. Für die letzten 1000 Meter hat die Truppe zwei Stunden gebraucht, als sie

endlich schweißtriefend und völlig erschöpft in der vordersten Linie eintrifft[1].

Wollte der Wettergott der Sommeschlacht gewaltsam ein Ende machen? Wollte er den Menschen mit ihren Vernichtungsmaschinen zeigen, daß die Elemente stärker sind als alles, was Menschenhirn erdacht und Menschenhand erschaffen hat? Den ganzen November über blieben die Himmelsschleusen geöffnet und verwandelten von Bapaume bis nach Péronne das Schlachtfeld an der Somme in einen Schlammsumpf, in dem die Frontkruppen auf beiden Seiten ein Amphibiendasein führten. Brandenburgische Füsiliere hatte das Schlachtenlos getroffen, in dieser von allen guten Geistern verlassenen Gegend im November des Jahres 1916 eingesetzt zu werden. Kein Heeresbericht erzählt von diesen Wochen, wo die Kompagnien tagelang im Morast standen, wo die Zeltbahn und der Mantel den einzigen Schutz gegen die Witterung boten, wo die wenigen Unterstände überschwemmt und nicht mehr benutzbar waren. In dieser Stellung war es, wo Essenholen und Materialschleppen als schlimmste Strafe galt, wo verloren war, wer im nächtlichen Dunkel den Anschluß an die Truppe verfehlt hatte und manch ein Verwundeter im wassergefüllten Granattrichter den Tod des unbekannten Soldaten starb. Damals kam es so weit, daß Mars vor dem Wettergott die Flagge streichen mußte. An eine Verteidigung der Stellungen wie an einen Angriff von drüben war nicht zu denken. Die Waffen aller Art waren völlig unbrauchbar. Wenn der Regen es gar zu schlimm gemeint hatte, dann war für einige Stunden Burgfrieden auf beiden Seiten, dann stiegen Freund und Feind aus ihren Löchern, um sich wenigstens einmal auszurecken und die Beine zu vertreten. So versank zum Jahresende 1916 eine der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte, die Sommeschlacht, in Schlamm und Moder.

* * *

In dem kleinen Landstädtchen Chantilly, unweit von Paris, hat General Joffre sein Hauptquartier aufgeschlagen. Der Krieg hatte gleich zu Beginn die behäbigen Bürger, die Rentner und Ackerbürger, rauh aus ihrer beschaulichen Ruhe gerissen. Deutsche Reitergeschwader waren in den ersten Septembertagen 1914 durch die

[1] Dem Bericht eines französischen Infanterieregiments entnommen.

Straßen getrabt, hatten vor dem Denkmal des großen Condé ihre Pferde getränkt, und ihnen waren in unabsehbaren Zügen die eisernen Marschkolonnen der deutschen Infanterie gefolgt, unter deren Schritt tagelang das holprige Straßenpflaster dröhnte. Dann hatte im Dezember 1914 das Große Hauptquartier seinen Einzug gehalten, und die guten Bürger hatten sich wohl oder übel daran gewöhnen müssen, die kriegerische Unruhe als Dauerzustand hinzunehmen. Zahllose Kuriere, Burschen und Ordonnanzen, Telefonisten, Schreiber und Etappenbeamte, Offiziere aller Dienstgrade und Waffengattungen, militärische Attachés aus aller Herren Länder, Pariser Abgeordnete und Delegierte aus dem Innern des Landes bevölkerten die Straßen der kleinen Stadt. Kein Haus, in dem noch ein Zimmer frei gewesen, kein Hotel, in dem nicht der letzte Platz mit Beschlag belegt worden wäre. Tag und Nacht hallten die engen Gassen von dem Rattern, Fauchen und Hupen der Automobile und Motorräder wider, welche Generale, Ordonnanzen und Kuriere auf schnellstem Wege zum Hauptquartier oder zur Front beförderten.

Es ist Anfang November. In dem Hotel du Grand Condé sitzt am frühen Morgen General Pellé, Stabschef und rechte Hand des Oberstkommandierenden, in seinem Arbeitszimmer. Die gerade eingehenden Abendmeldungen der Armeen und Heeresgruppen sind wenig erfreulich. An der Somme sind die Angriffe der Heeresgruppe Nord, die unter Fochs Befehl steht, völlig festgefahren. Alle Aktionen ersticken nach übereinstimmenden Berichten der Truppenführer im Schlamm. Verdrossen schaut Pellé die Telegramme durch. Dann liest der General eine Meldung und liest sie noch einmal, und der General Pellé, dem man in der Operationsabteilung des großen Hauptquartiers eine fast übermenschliche Selbstbeherrschung und Gelassenheit nachrühmt, schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Das ist unglaublich!" stößt er durch die Zähne. Sorgfältig steckt er die Meldung mit den anderen Papieren in seine Vortragsmappe und begibt sich mit schnellen Schritten zur Villa Poiret, wo der General Joffre sein Quartier aufgeschlagen hat. Klirrend schlägt die schmiedeeiserne Gartentür hinter ihm ins Schloß. Die beiden Posten vor der Freitreppe, alte Soldaten mit zahlreichen Orden auf der Brust, präsentieren. Der General

dankt nur flüchtig, er ist mit seinen Gedanken schon bei dem Vortrag.

Der Stabschef betritt das Zimmer des Oberstkommandierenden. Joffres massige Gestalt verschwindet halb in einem breiten Armstuhl, in dem er, weit zurückgelehnt, seinen ersten Mitarbeiter erwartet.

„Wir werden die Angriffe an der Somme den Winter über mit allem Nachdruck fortsetzen", beginnt Joffre sofort die Unterredung. „Wir dürfen den Deutschen keinen Tag Ruhe lassen. Bis zum Beginn unserer Frühjahrsoffensive müssen sie an der Sommefront mürbe sein. Was sagen die Engländer?"

„Mon général", beginnt Pellé vorsichtig, „ich glaube nicht, daß wir die Aktionen in Fluß halten können. Ich habe mit Robertson telefoniert. Haigs Stabschef hat mir erklärt, daß die englische Armee unbedingt mehrere Monate Ruhe haben muß. Die Verluste der vergangenen Monate sind außerordentlich hoch. Der neue Ersatz aus England hat noch dringend Ausbildung nötig. Auch unsere eigenen Berichte lauten ungünstig. Die Truppe steht in einem hoffnungslosen Kampf mit der Witterung und dem verschlammten Gelände."

„Die Moral hat offenbar schwer gelitten", fährt der General etwas zögernd fort. Hier liegt eine Meldung der Armee Micheler vor, die sehr bedenklich ist".

„Was für eine Meldung ist das", fährt Joffre dazwischen.

„Ein Regiment hat eigenmächtig seine Stellung verlassen, ohne daß es zur Ablösung bestimmt war, mon général".

Joffres Gesicht färbt sich dunkelrot. „Das ist ein Skandal! Ein unerhörter Skandal", ruft er erregt.

„Nach den bisherigen Berichten", fährt der Stabschef mit erzwungener Ruhe fort, „hat dieses Regiment erheblich länger in Stellung gelegen als benachbarte Truppenteile des lothringischen Korps, die aber wegen schwerer Verluste zuerst herausgezogen wurden. Daraufhin hat das Regiment revoltiert[1] und geschlossen seine Stellung verlassen".

„Ich werde ein Exempel statuieren", schreit Joffre wütend. „Kein Schuldiger soll seiner Strafe entgehen. Die Rädelsführer sind

[1] Palat: La grande guerre sur le front occidental Bd. XI.

ſofort feſtzunehmen. Alle Kommandeure bis zum Diviſionskommandeur ſind vorläufig ihrer Stellung zu entheben. Das Regiment wird ſofort nach Saloniki verladen"!

Pellé notiert ſich die Befehle mit wenigen Stichworten. Dann tritt der Generaliſſimus mit kurzen, ſchweren Schritten vor die große Karte, die faſt die ganze Seitenwand des Zimmers füllt. Lange ſteht er davor und ſtudiert ſchweigend die bunten Linien, die den Frontverlauf an der Somme angeben. Endlich dreht er ſich brüsk zu ſeinem Stabschef um. „Setzen Sie einen Befehl an Foch auf! Alle Angriffe größeren Umfanges ſind einzuſtellen. Es haben nur noch lokale Aktionen ſtattzufinden, die der notwendigen Stellungsverbeſſerung dienen!"

Der Feldzug des Jahres 1916 iſt beendet. Nur an zwei Stellen, bei Verdun und in Rumänien glimmt der Brand der großen Schlachten weiter und ſchlägt noch einmal zu heller Flamme empor. Die Heere der Mittelmächte und der Entente befinden ſich in einem Zuſtande völliger Erſchöpfung. Die Verluſte an Menſchen und der Verſchleiß an Kampfmaterial haben einen Umfang erreicht, den man bisher für unmöglich gehalten hat. Neue Wege müſſen gefunden werden, um dieſem beiderſeitigen Weißbluten durch einen großen Entſcheidungsſchlag ein Ende zu bereiten.

Am 15. November 1916 hat Chantilly ſeinen großen Tag. Die Oberſtkommandierenden und Militärbevollmächtigten ſämtlicher alliierten Mächte haben ſich zu dem „Großen Kriegsrat" eingefunden, um die gemeinſamen Operationen für das kommende Frühjahr vorzubereiten. Mit ſeinem Generalſtabschef Robertſon iſt der engliſche Oberbefehlshaber Marſchall Haig eingetroffen. Lang, hager und wortkarg iſt er in Gang und Haltung unverkennbar der Typ des alten Kavallerieoffiziers. Ihn überragt noch um ein Erhebliches die gewaltige Geſtalt des ruſſiſchen Oberſt Ignatieff, der ſich in den Pariſer Boudoirs heimiſcher fühlt als in den nüchternen Arbeitszimmern des großen Hauptquartiers. Höflich lächelnde Japaner, bewegliche Italiener, Belgier, Serben und die rumäniſchen Militärattachés in prunkenden Uniformen ſchließen den Kreis und geben ein getreues Spiegelbild einer Welt in Waffen, die ſich zur Niederzwingung der Mittelmächte vereinigt hat.

Am Kopfende des langen hufeiſenförmigen Tiſches hat der fran-

zösische Generalissimus Joffre Platz genommen. Er ist der Präsident des großen Kriegsrates. Umwoben von der Legende des Marnesiegers genießt der General auch jetzt noch im dritten Kriegsjahr das unbegrenzte Vertrauen dieses militärischen Kreises. Joffre weiß, daß er vor diesem Forum nichts zu beschönigen und nichts zu verschweigen hat. Er spricht ruhig und bedächtig. Er gedenkt mit bewegten Worten der heroischen Verteidigung von Verdun, der opfervollen, zähen Angriffe an der Somme, er fügt eine warme Anerkennung für den Elan der russischen Brussilow-Offensive und die italienischen Anstrengungen an der österreichischen Front ein und vergißt auch nicht, mit einer leichten Verneigung zu den rumänischen Delegierten der treuen Verbündeten im Südosten zu gedenken, die jetzt das tragische Geschick der feindlichen Invasion getroffen hat. Aber er kommt zu dem Schluß, daß ungeachtet aller Opfer und Anstrengungen das Endergebnis dieses bewegten Kampfjahres eine schwere Enttäuschung darstellt.

Mit erhobener Stimme fährt der Generalissimus fort: „Das Jahr 1916 hat eine Entscheidung nicht bringen können: diese muß daher durch eine gewaltige Anstrengung aller Alliierten im Frühjahr 1917 erzwungen werden. Die interalliierten Generalstäbe müssen mit der Methode der Abnutzungsschlachten, dem Prinzip der „Anknabberung der deutschen Front" durch Teiloffensiven rückhaltlos brechen. An allen Fronten muß die deutsch-österreichische Mauer zugleich berannt und damit jede Reservenverschiebung unterbunden werden. So müssen gleichzeitig in Rußland, an der Salonikifront, wie im Karstgebiet vor Triest die Angriffe losbrechen, während die englisch-französischen Armeen an der Westfront das deutsche Heer an der alten Sommefront und zugleich an der Aisne und in der Champagne in einem gewaltigen Zangenangriff anpacken werden. Um eine deutsche Offensive von vornherein zu unterbinden, muß an der Westfront der große Angriff schon im Februar beginnen"[1].

Joffres Plan wird grundsätzlich angenommen. Zur Debatte steht noch die wichtige Frage der deutschen Heeresreserven. Joffre hat zu diesem Zweck den Oberst Dupont, den Chef der Nachrichtenabteilung des großen Hauptquartiers (II. Bureau) zum Vortrag beordert. Dieser Oberst Dupont ist auf seinem Gebiet ein Genie.

[1]) s. Skizze.

Er bezeichnet ſich ſelbſt mit biſſigem Humor als den größten Ignoranten auf dem Gebiet der höheren Kriegskunſt. Er weiß auch herzlich wenig über die Verhältniſſe in der franzöſiſchen Armee. Das alles intereſſiert ihn nicht im geringſten. Er kennt nur eine Leidenſchaft: Die deutſche Armee.

Wie er ſich jetzt erhebt und ſeinen Vortrag beginnt, hält er ſchon nach wenigen Sätzen die Verſammlung dieſer hohen Militärs in atemloſer Spannung gefangen. Mit einer Präziſion ohnegleichen, als ob die Stammrollen deutſcher Truppenteile vor ihm lägen, zergliedert der Oberſt die Kampfeinheiten des deutſchen Heeres. Da marſchieren die deutſchen Diviſionen nach Verdun, einmal, zweimal, manche ein drittes Mal, da tauchen ſie wieder an der Somme auf und finden ſich zu Schlacke ausgebrannt an ruhigen Fronten wieder; da liegen ſie auf der Achſe und werden in Wolhynien und in Rumänien feſtgenagelt. Es tauchen Namen von Kommandeuren auf, die gefallen und verwundet ſind oder ihre Stellung gewechſelt haben; Verluſtzahlen, Verpflegungsportionen und eine haargenaue Darſtellung über die Stimmung bei den einzelnen Truppenteilen runden dieſes packende Bild ab. Schonungslos enthüllt der Oberſt Dupont das Antlitz des deutſchen Heeres vor den geſpannt lauſchenden Zuhörern.

„Eine anſtändige Leiſtung", bemerkt Marſchall Haig zu dem franzöſiſchen Stabschef Pellé. Der General lacht: „Dupont mit ſeinem Büro leiſtet uns in der Tat unſchätzbare Dienſte, nur den Frontruppen iſt er bisweilen recht unbequem. Er hat eine kurioſe Art mit den dortigen Kommandoſtellen umzugehen. Neulich hatte er wieder ein Gewaltunternehmen an der Aisnefront durchgeſetzt. Als die betreffende Diviſion ihm meldete, daß das Patrouillenunternehmen gelungen ſei, mehrere Betonunterſtände der Deutſchen geſprengt wären und die Sturmtrupps ohne eigene Verluſte zurückgekehrt ſeien, hat er den dienſttuenden Offizier zu deſſen größter Verblüffung gewaltig angepfiffen.

„Das nennen Sie ein gelungenes Patrouillenunternehmen," hat er gebrüllt, „wenn kein einziger Gefangener eingebracht iſt? Das iſt garnichts! Das Unternehmen muß wiederholt werden! Außerdem hätten Ihre Leute beſſer getan, die betonierten Unterſtände zur Unterſuchung mitzubringen, ſtatt ſie zu zerſtören."

„Das ist in der Tat etwas viel verlangt", lacht der englische Marschall.

„Aber wenn Dupont seinen Gefangenen hat", fährt Pellé fort, ist er der glücklichste aller Menschen, und er ruht nicht, bis aus dem Feldgrauen das Menschenmöglichste herausgequetscht ist. Oft kommt ihm die Eigenart des Deutschen, alle Tatsachen sorgfältig aufzuzeichnen, sehr zur Hilfe. Kürzlich war ein Gefangener eingebracht, aus dem weder mit Versprechungen noch mit Drohungen etwas herauszulocken war. Aber dieser Gefangene hatte ein Notizbuch, allerdings in pommerschem Platt geschrieben. Auch dafür hat Dupont seine Leute, und die Entzifferung dieses Notizbuches hat uns wertvolle Aufschlüsse über dieses Regiment gegeben."

* * *

Der französische Generalissimus, mit der Ausarbeitung des gewaltigen Schlachtplanes beschäftigt, der ihm endlich die Früchte der zweijährigen blutigen Offensiven bringen soll, ahnt nicht, daß sich in diesen Tagen ein Unwetter über seinem Haupte zusammen zieht. Die Stimmung im Innern Frankreichs hatte sich zum Jahresende 1916 bedenklich verschlechtert. Allgemein waren pessimistische Aeußerunger über die Dauer und den Ausgang des Krieges zu hören. Den ungeheuren Opfern stand nirgends ein greifbarer Erfolg gegenüber. Die von der Regierung Briand eingeführten Geheimsitzungen des Parlaments verschärften nur noch das Mißtrauen in der Bevölkerung und gaben zu tollsten Gerüchten Anlaß. Die vernichtende Niederlage Rumäniens, dessen Eingreifen in den Weltkrieg noch vor wenigen Monaten in der gesamten französischen Presse als die Entscheidung des Krieges gefeiert worden war, lastete schwer auf den Gemütern.

Im Geheimkomitee des Parlaments entlädt sich die allgemeine Mißstimmung in heftigen persönlichen Angriffen gegen Joffre. Der Generalissimus hat zahlreiche Feinde, denn er ist den Politikern schon zu mächtig geworden. Der alte Gegner des Generalissimus, André Tardieu, der schon vor Monaten, als die Krise vor Verdun auf dem Höhepunkt stand, in führenden Pariser Blättern mit Genehmigung der Zensur seine Pfeile auf Joffre abschießen durfte, holt jetzt zum entscheidenden Schlage aus. In der geheimen Kam-

merſitzung vom 6. Dezember prangert er unter großer Bewegung des Hauſes die Unfähigkeit des franzöſiſchen Hauptquartiers an. Seit 28 Monaten falle die Führung von einem Fehler in den anderen. Das bisherige Syſtem habe völlig verſagt und verlängere den Krieg ins Unendliche. Man müſſe jetzt zu wirkſamen Aktionen kommen, ſonſt würde es eines Tages heißen: Zu ſpät! Andere Parlamentarier ſtoßen in dasſelbe Horn. „Wenn das ſo weitergeht", ruft der Abgeordnete Abel Ferry aus, „wird der Jahrgang 1917 vor dem Ende des nächſten Monats ſchon völlig verbraucht ſein." Von der äußerſten Rechten bis zur ſozialiſtiſchen Linken hagelt es Angriffe gegen Joffre. Unverzeihliche Verſäumniſſe ſeien von ihm bei Verdun geduldet worden. Er habe ſich im Kriege häuslich eingerichtet und ſabotiere in ſeiner diktatoriſchen Art jeden Einfluß der Regierung. Es gelingt dem Miniſterpräſidenten Briand nicht, den Sturm zu beſchwichtigen. Joffres Schickſal iſt beſiegelt. Der Heros Frankreichs, der vergötterte Sieger von der Marne, zu dem alle gegen Deutſchland im Felde ſtehenden Nationen mit gläubigem Vertrauen aufgeblickt hatten, muß abtreten. Mit ihm fällt der franzöſiſche Führer an der Sommefront, General Foch, in Ungnade. Auch er muß den kommenden Ereigniſſen tatenlos zuſehen.

* * *

Joffre, als „Marſchall von Frankreich" verabſchiedet, hat ſich grollend von der militäriſchen Bühne zurückgezogen. Ein junger General, Nivelle, wird ſein Nachfolger; ein Stürmer und Dränger, deſſen leidenſchaftliches Temperament nichts mit der vorſichtigen, taſtenden Art von Joffre gemein hat. Der junge General hat mit der Ernennung zum Oberſtkommandierenden der franzöſiſchen Armee einen beiſpielloſen Aufſtieg hinter ſich. Man muß ſchon bis in das napoleoniſche Zeitalter zurückgreifen, um ein derartiges militäriſches Avancement zu finden.

Zu Beginn des Feldzuges war Frankreichs neuer Generaliſſimus noch Oberſt und Kommandeur eines Feldartillerie-Regiments. Im Brennpunkt der Marneſchlacht, vor den Toren von Paris, reichte ihm das Schickſal zum erſten Mal die Hand und Nivelle griff zu. Es war in der Abenddämmerung des zweiten Schlachttages,

als an einer empfindlichen Stelle der französischen Front die Infanterie ins Weichen geriet. Haltlos flüteten ihre erschütterten Reihen zurück. Mit wehenden Fahnen und schlagenden Tambours rückten die Sturmwellen des in Gewaltmärschen herangeeilten IV. deutschen Armeekorps unaufhaltsam vor. Inmitten seines Stabes haltend konnte Oberst Nivelle mit bloßem Auge die heranwogenden Wellen der feldgrauen Stürmer erkennen. Schon drang der harte Schlag der Trommeln bis zu den Artilleristen.

Nivelles Reitergeist erfaßte die Situation. Von der Infanterie war nichts mehr zu erwarten. Seine Ordonnanzoffiziere stoben zu den nächsten Batterien. Mit keuchenden Gäulen nahten die Protzen und in gestrecktem Galopp führte Oberst Nivelle seine Batterien durch die zurückflutenden Reihen der Infanterie vor. Es war keine Minute zu verlieren gewesen. Mit „Aufsatz tief" eröffneten die vorgezogenen Geschütze ein rasendes Kartätschenfeuer auf die Sturmlinien Hallescher Füsiliere und bannten sie im Augenblick höchster Not auf dem Boden fest.

In seinem vollen Glanze aber war der Stern des General Nivelle bei Verdun aufgegangen. Schon in den mehrfachen Krisen der Sommerschlachten, als Fleury gefallen war und die deutschen Angriffswellen bis an das Glacis des Forts Souville schlugen, war er die Seele erbitterter Gegenangriffe gewesen. Im Herbst und Winter 1916, als die deutsche Heeresleitung das letzte entbehrliche Gewehr und Geschütz an die Sommefront gerufen hatte, sah Nivelle seine große Stunde gekommen. Mit zwei gewaltigen Angriffsschlägen, denen ein vernichtender Feuerwirbel vorangegangen war, hatten seine Divisionen die zertrommelten deutschen Stellungen überrannt und in wenigen Tagen den Deutschen entrissen, was sie in monatelanger blutigster Verstrickung Schritt für Schritt erobert hatten.

In den Ohren des französischen Volkes klang nach den vielen Enttäuschungen die Eroberung des Douaumont und der Fall des Fort Vaux wie eine schmetternde Fanfare. Nivelle war der Held des Tages. An seine Person klammerten sich jetzt die Hoffnungen ganz Frankreichs. Volk und Heer erwarteten von ihm das große Wunder: Die Schlachtenwende! Den Sieg!

Nivelle selbst glaubt felsenfest an seinen guten Stern. Er fühlt sich

vom Schickſal berufen, „Frankreichs heilige Erde von der Invaſion zu befreien und die Trikolore über den Rhein zu tragen.“ Er hält ſein bei Verdun erprobtes, neues Angriffsverfahren für unfehlbar. Es iſt dies jene neue Methode, die auf einem minutiöſem Zuſammenſpiel zwiſchen den Sturmtruppen und der Artillerie-Feuerwalze aufgebaut iſt. Gegen dieſes Verfahren, ſo glaubt Nivelle, iſt nach vernichtendem Sturmreifſchießen kein Kraut gewachſen. Das werden die Deutſchen bald zu ſpüren bekommen.

Inzwiſchen ſind die Vorbereitungen zu der großen Offenſive im vollſten Gange. Während der franzöſiſche Generalſtab fieberhaft an der Fertigſtellung der Operationspläne arbeitet, ſetzt ſich im Etappengebiet die ungeheure Maſchinerie der kommenden Schlacht in Bewegung. Mehr denn je werden die unerſchöpflichen Hilfsquellen der ganzen Welt von der Entente nutzbar gemacht. Was die eigene Rüſtungsinduſtrie nicht leiſten kann, liefern die amerikaniſchen Stahlfabriken und Maſchinenbetriebe. Der Steel Truſt und die Betlehem Steel Compagnie in den Vereinigten Staaten ſpeien Granaten aus ihren Werkſtätten, ſerienweiſe wandern Geſchütze jeden Kalibers, Flugzeuge, Laſtkraftwagen und ganze Berge von Kriegsmaterial aller Art in die Laderäume der großen Ueberſeedampfer, die in ſtark geſicherten Geleitzügen in die franzöſiſchen Häfen einlaufen. Eine endloſe Kette von Munitionszügen rollt in das Aufmarſchgebiet. Eine ganze Armee von farbigen Schippern arbeitet am Bau von Straßen und der Herſtellung neuer Gleisanlagen. Neue Flugzeughallen und große Barackenlager ſchießen wie Pilze aus der Erde. Die Straßen im Etappengebiet dröhnen Tag und Nacht von dem Geſtampf der Laſtzüge, die ſchwere Geſchütze an die Front bringen.

* * *

Schwerſte Sorgen laſten in dieſen Monaten auf der deutſchen Oberſten Heeresleitung. Falkenhayn hat ſeinen Nachfolgern eine furchtbare Erbſchaft hinterlaſſen. Hindenburg und Ludendorff haben bei der Uebernahme des Oberbefehls die Weſtfront in einem Zuſtande gefährlicher Auszehrung vorgefunden. Die Verluſtliſten reden eine ſehr ernſte Sprache. Von den bei Verdun und an der Somme mehrmals eingeſetzten Infanterieregimentern gibt es kein einziges,

das noch über einen kräftigen Stamm alter Soldaten verfügt. Aus jedem Kampfbericht, aus dem Vortrag eines jeden Stabsoffiziers hören Hindenburg und Ludendorff den Notschrei der verblutenden Infanterie nach gleichwertigen Kampfmitteln. Es ist kein Zweifel, daß am Ende des Jahres 1916 der deutsche Soldat mit dem bitteren Gefühl tragischer Unterlegenheit gegenüber den Artilleriemassen und Fliegergeschwadern der Gegner von den Schlachtfeldern bei Verdun und an der Somme scheidet, wo er seine beste Kraft gelassen hat. Auch ist sich die deutsche Führung völlig im Klaren, daß die Kampfmoral unter den zermürbenden Einflüssen des letzten Jahres schwer gelitten hat.

Hindenburg und Ludendorff greifen mit harter Hand durch. Die von der Technik beherrschten Materialschlachten machen eine grundsätzliche Reform der Abwehrtaktik notwendig. Rücksichtslos bricht die Oberste Heeresleitung, allen Widerständen in ihren eigenen Reihen zum Trotz, mit der überlebten starren Verteidigung. Die deutschen Divisionen gliedern sich jetzt stark in die Tiefe. Das feindliche Trommelfeuer wird nicht mehr dichtbesetzte Kampfstellungen vorfinden, die es zu Massengräbern verwandelt, sondern muß sich über eine tiefe Zone verteilen und dementsprechend zersplittern. Die vordersten Linien weichen überwältigenden Angriffen elastisch aus. In der Tiefenzone bilden schachbrettartig verteilte Maschinengewehr- und Scharfschützennester das Rückgrat der Verteidigung. Eingreifdivisionen stehen dicht hinter der Front zu sofortigen Gegenstößen bereit, ehe der eingedrungene Feind sich festsetzen kann. So glaubt die Oberste Heeresleitung ein Abwehrverfahren geschaffen zu haben, das sich den kommenden Großkämpfen gewachsen zeigt. Dann geht es an die zweite entscheidende Aufgabe: Die Versorgung der Front mit technischen Kampfmitteln. Auch hier hat die Aera Falkenhayn verhängnisvolle Versäumnisse aufzuweisen, die nachgeholt werden müssen. Die Heeresleitung fordert für die Front die Einstellung aller verfügbaren Arbeitskräfte in der Heimat und die Ausnutzung der Industrie bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Die Herstellung von Munition, Geschützen, Maschinengewehren und Flugzeugen steigt sprunghaft. Langsam kann die Front aufatmen.

Unendlich schwer ist dieser Winter von 1916 zu 1917. Das Hun-

gergeſpenſt geht um in Deutſchland. Es fehlt an Fleiſch, Fett und Mehl. Nicht einmal Kartoffeln gibt es mehr ausreichend. Die Kohlrübe tritt ihre Herrſchaft an. Während den Völkern und Heeren des Feindbundes die Getreidekammern und Schlachthöfe der ganzen Welt offen ſtehen, tritt der junge deutſche Erſatz ſchon unterernährt den Marſch zur Front an.

„Rüben in der Früh',
Rüben in der Brüh',
Steckrüben zur Schlafenszeit,
Rüben in alle Ewigkeit",

iſt in dieſem Winter zum traurigen Wahlſpruch in den deutſchen Städten geworden. Und als ob ſich der Himmel mit der ganzen Welt gegen Deutſchland verbündet hätte, ſchickt er aus den Steppen Sibiriens eine eiſige Kältewelle, die monatelang über dem hungernden Lande lagert. Kohlennot und völliger Mangel an warmer Kleidung verſchärfen das Elend dieſes Winters aufs äußerſte. Aber die Heimat hält in dieſen entbehrungsreichen Monaten, was das Heer von ihr erwartet. Sie leidet ſchwer, aber ſie ſchafft dem Mann an der Front das unentbehrliche Rüſtzeug für die bevorſtehenden Entſcheidungsſchlachten.

Während die Fronten in Eis und Schnee erſtarrt ſind, legen die Operationsabteilungen im engliſchen und franzöſiſchen Hauptquartier die letzte Hand an die Angriffspläne. Haig ſieht für den Angriff der Engländer vier Armeen vor, die in einer Stärke von annähernd 800 000 Mann die Front der Heeresgruppe Rupprecht von Bayern zwiſchen Lens und der Somme anpacken ſollen. Das Ziel iſt die Wegnahme der deutſchen Etappenzentren Douai und Cambrai. In Tuchfühlung mit den Engländern ſtehen zwiſchen Somme und Oiſe zwei franzöſiſche Armeen in Stärke von 300 000 Mann, vereinigt in der Heeresgruppe Nord. Nach Fochs Abſetzung iſt ihr Führer der General Franchet d'Eſperey. Sein Angriffsziel iſt St. Quentin.

Nivelle hat Joffres Entwurf in ſeinen Grundzügen geändert. Er verlegt das Schwergewicht des franzöſiſchen Angriffs an den Chemin des Dames und in die Champagne, wo er die Elite ſeines Heeres, vier Armeen in Stärke von 950 000 Mann mit einer Artilleriemaſſe von 5000 Geſchützen, auf einer Front von 40

Kilometern zuſammenballt. Dieſe Armeen führen den Namen „Heeresgruppe Durchbruch".

Der Kern dieſer Heeresgruppe beſteht aus der VI. Armee (Mangin) und der V. Armee (Mazel), die zwiſchen Soiſſons und Reims den Durchbruch zu erzwingen haben. Mangin iſt ein alter Kampfgefährte Nivelles von Douaumont her. Ein harter Kolonialſoldat, rückſichtslos im Entſchluß, brutal in der Durchführung. Auf ihn ſetzt Nivelle ganz beſonderere Hoffnungen. Zu ſeiner beſonderen Verfügung hält ſich der Generaliſſimus die X. Armee (Duchesne), deren Aufgabe es iſt, durch die aufgeriſſene deutſche Front zur Verfolgung in Richtung Maaslinie vorzuſtoßen. In der Champagne ſchließlich marſchiert der rechte Flügel dieſer gigantiſchen Angriffsfront, die IV. Armee (Anthoine), auf, um nach Eroberung der beherrſchenden Höhenſtellung der Armee Mazel im Durchbruch nach Norden die Hand zu reichen. So legen ſich die Greifer eines gewaltigen Zangenangriffs um den Lebensnerv der deutſchen Weſtfront.

Nivelle beabſichtigt den Oberbefehl über die „Heeresgruppe Durchbruch" dem bewährten General Pétain zu übertragen. Zwar iſt Pétain, der ehemalige Vorgeſetzte Nivelles von Verdun her, mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe, ſeiner leidenſchaftsloſen, methodiſchen Denkweiſe, ein Antipode des jungen Generaliſſimus, aber dieſer weiß ſeine hervorragenden militäriſchen Eigenſchaften, ſeine enge Verbundenheit mit der Truppe und ſeine Beliebtheit bei der Maſſe der einfachen Troupiers zu ſchätzen.

In dem Städtchen Jonchery findet um die Weihnachtszeit eine folgenſchwere Ausſprache zwiſchen dem Oberſtkommandierenden und dem General Pétain ſtatt. An der Unterredung nehmen General Mazel und ſeine engſten Mitarbeiter vom Stabe der 5. Armee teil. Nivelle, berauſcht von der Maſſe und den Zahlen des Materials, ſetzt mit feurigen Worten den Generalen die Ziele des Durchbruchs auseinander.

Danach ſpricht Pétain. Mit eiſiger Ruhe erklärt er: „Mein Standpunkt iſt, daß die Ausſichten auf einen Durchbruch der deutſchen Front gleich Null ſind. Der Erfolg vor Verdun iſt kein Maßſtab. Damals wurden unbefeſtigte deutſche Trichterſtellungen überrannt, die von abgekämpften Diviſionen verteidigt waren. Jetzt

liegen wir vor ſtarken Höhenſtellungen mit kampfkräftigen Truppen beſetzt, an denen ſich die Methode von Verdun totlaufen wird."
General Fetter, der Artilleriekommandeur der 5. Armee, ſchlägt in die gleiche Kerbe. Er glaubt nicht, daß dieſe tiefgegliederten, feſtungsartigen Stellungen auf den Aisnehöhen und am Brimont ſturmreif geſchoſſen werden können. Der gleichfalls anweſende Kommandeur des I. Armeekorps fügt hinzu, er habe in der letzten Woche täglich von der vorderſten Linie aus die deutſchen Stellungen ſtudiert. Er hält bei dieſem zerklüfteten und bergigen Gelände, das dem Verteidiger alle erdenklichen Vorteile, dem Angreifer aber alle Nachteile bietet, einen ſchnellen Durchbruch für ausgeſchloſſen. Nivelle glaubt, nicht recht gehört zu haben. Er ſieht erſt Pétain an, dann geht ſein Blick zu den übrigen Generalen, um wieder an dem unbeweglichen Geſicht ſeines früheren Kommandeurs haften zu bleiben. Dann ſpringt er wütend auf: „Das iſt Defaitismus! Ein ſchmählicher Defaitismus! Mit ſolchen Generalen ſoll ich die Schlacht ſchlagen?" ſtößt er hervor. Und zu Pétain gewandt, fährt Nivelle mit ſchneidender Stimme fort: „Ich werde Sie ins Exil ſchicken, Herr General! Ich verzichte auf Ihre Mitwirkung bei der Offenſive. Ich kann nur Führer gebrauchen, die in meinem Sinn mit rückſichtsloſer Gewalt, mit Brutalität und mit rapider Geſchwindigkeit die Schlacht durchkämpfen und gewinnen werden."
Dann entlädt ſich das Gewitter über den Köpfen der übrigen Generale, die ſchweigend dieſen Wutausbruch gegen Pétain mitangehört haben. „Sie ſind mit ſofortiger Wirkung Ihrer Stellung enthoben", fährt Nivelle den faſſungsloſen Kommandeur des I. Armeekorps an, „ich werde Sie an einer Stelle verwenden, wo Sie die Moral der Front nicht ſchädigen können". Dann, ſich zur Ruhe zwingend, bedeutet der Generaliſſimus dem Artilleriſten Fetter unzweideutig, daß er ihn perſönlich für das Sturmreifſchießen der deutſchen Stellungen verantwortlich mache. Er wird der 5. Armee genügend Munitionsmengen zur Verfügung ſtellen, um die deutſchen Gräben zu pulveriſieren. Bleibt die Artillerievorbereitung unvollkommen, ſo wird er rückſichtslos die maßgebenden Stellen zur Rechenſchaft ziehen. Immer noch ſtark erregt, erhebt ſich Nivelle und verläßt ohne Gruß das Sitzungszimmer. Die Offiziere verbeugen ſich ſchweigend.

Im II. Bureau des französischen Hauptquartiers, der Nachrichtenzentrale, herrscht in diesen Wochen eine bis zum äußersten gespannte Stimmung. Dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife stoßend, geht der Chef, Oberst Dupont, um die in seinem Zimmer hängenden deutschen Frontkarten herum, wie der Fuchs um den Hühnerstall. Die scheinbare Tatenlosigkeit der deutschen Heeresleitung beunruhigt ihn zusehends. Was wird Hindenburg tun? Der Oberst, mit Mißtrauen bis zum Rande gefüllt, hält es für unmöglich, daß die Deutschen in völliger Passivität den großen Offensivstoß der Entente erwarten. Was aber haben sie vor?

Der Nachrichtendienst ist in letzter Zeit völlig unzureichend. Auch die Ergebnisse der Gefangenenverhöre sind mehr als dürftig. Oberst Dupont, der Mann, der seit Jahr und Tag mit seiner ganzen Gedankenkraft im deutschen Heere lebt, ist — das muß er sich eingestehen — *nicht im Bilde*. Ein unhaltbarer Zustand!

Die Offiziere des II. Bureaus und das zahlreiche Personal, das die Maschen des französischen Spionagenetzes bildet, haben in dieser Zeit manche schlaflose Nacht. Dupont holt aus seinen Untergebenen das Letzte heraus, um Klarheit zu gewinnen. Endlich — schon geht es auf Ende Februar — scheint sich das Dunkel zu lüften. Der diensttuende Offizier, der die Telegrammaufnahme überwacht, kann kaum das Ende des langen Kabels aus Genf abwarten, dann stürzt er in das Zimmer seines Chefs. Dupont liest das Telegramm langsam, viel zu langsam für den aufgeregten Ordonnanzoffizier. Fast scheint es, als ob der Oberst jedes einzelne Wort kaue.

Dann springt Dupont auf. „Ah! Das also ist es! So wollen sie das Spiel beginnen!" stößt er hervor. Die Meldung des Genfer Verbindungsmannes, die der Offizier gebracht hat, sagt, daß zwei Franzosen, die — weiß der Himmel wie und warum gerade in dieser Zeit — aus dem besetzten Gebiet nach der Schweiz gelangt sind, wichtige Aussagen über einen bevorstehenden deutschen Rückzug gemacht haben. Sie haben zu Protokoll gegeben, daß zahlreiche Städte und Dörfer von den Deutschen geräumt werden und Massentransporte von Kriegsmaterial und Fabrikinventar vom Westen nach dem Osten gehen. Auch die Evakuierung und Rückbeförderung von Einwohnern wollen sie beobachtet haben... Das ist

in der Tat eine Nachricht von größter Tragweite. Noch ganz erfüllt von der inhaltsschweren Meldung, eilt der Oberst sofort in die Räume der Operationsabteilung.

„Hindenburg zieht ab", ruft er mit einer vor Erregung heiseren Stimme in den Kreis der versammelten Generalstabsoffiziere hinein. „Jetzt heißt es angreifen und ihn auf frischer Tat ertappen."

Zu seiner größten Verblüffung stößt Oberst Dupont bei den Offizieren der Operationsabteilung auf kühle Ablehnung.

„Dieser heilige Dupont! Er sieht wahrhaftig Gespenster," sagt lachend Oberst d'Alanson, ein enger Vertrauter des Generalissimus. „Glauben Sie etwa, mein Freund, daß die Deutschen an der Somme fünf Monate wie die Teufel gekämpft haben, um uns jetzt, mir nichts dir nichts, das ganze Gelände zu lassen? Oder sind Sie etwa der Meinung, daß Hindenburg von dem kostbaren Pfand, das ihm bei Friedensverhandlungen gute Dienste leisten soll, auch nur einen Quadratmeter freiwillig aufgeben wird? Nein, mein Freund, Sie scheinen da einer Tartarennachricht aufgesessen zu sein."

Wenige Tage später hat Oberst Dupont die bittere Genugtuung, daß der Führer der Heeresgruppe Nord, General Franchet d'Esperey, in der gleichen Angelegenheit bei Nivelle vorstellig wird. Der General hat in seinem Stabsquartier in Amiens seit mehreren Tagen zahlreiche Meldungen erhalten, die übereinstimmend auf einen bevorstehenden Rückzug der Deutschen hindeuten. Flieger melden Abbrucharbeiten an den Bahnlinien und den Ausbau einer starken Stellung, weit im Hintergrunde der deutschen Front; die Truppe im Graben will Sprengungen beobachtet haben und stellt auffallenden nächtlichen Verkehr fest. Auch sind zahlreiche deutsche Fesselballone eingezogen und schwere Batterien mit festgelegtem Standort nicht mehr auffindbar.

Franchet d'Esperey ist nicht der Mann, der diese verdächtigen Meldungen auf die leichte Achsel nimmt. Es steht zuviel auf dem Spiel. Der ganze, in monatelanger Arbeit geschaffene Aufbau der englisch-französischen Doppeloffensive muß in sich zusammenfallen, wenn der Deutsche in letzter Stunde den Kopf aus der Schlinge zieht. Der General macht sofort seine Stäbe mobil. Er läßt neue Pläne für einen sofortigen Vorstoß seiner beiden unterstellten Armeen vorbereiten. Aber d'Esperey ist in seinen Entschlüssen nicht

frei. Er hat von Nivelle ſtrikte Order, keinesfalls vorzeitig zum Angriff loszubrechen und damit etwa die für die Generaloffenſive vorgeſehenen Truppen zu beanſpruchen.

So wendet ſich der General — man ſchreibt jetzt den 4. März 1917 — in einer dringlichen Eingabe an den Generaliſſimus, in der er unter Zuſammenfaſſung ſämtlicher Indizien nachdrücklichſt auf die deutſchen Rückzugsabſichten hinweiſt. Um dieſes Manöver zu durchkreuzen und den Schleier des deutſchen Geheimniſſes zu zerreißen, ſchlägt d'Eſperey einen ſofortigen Angriff mit begrenztem Ziel vor und bittet um ſchnellſte Inſtruktionen. In quälender Unruhe wartet der General zwei Tage vergeblich auf Antwort. Endlich, am dritten Tage trifft durch einen Kurier ein Schreiben vom Großen Hauptquartier ein. Die Antwort bringt eine ſchwere Enttäuſchung. Nivelle ſieht die Indizien der Heeresgruppe Nord nicht als ſtichhaltig an. Er hält an keiner Stelle der franzöſiſchen Front die Möglichkeit eines deutſchen Rückzuges für gegeben. Die durchgeführte Räumung von Grabenabſchnitten vor der engliſchen Front ſind nach der Anſicht des Großen Hauptquartiers lokale Stellungsverbeſſerungen, nichts mehr. An dem Grundplan der einheitlichen Frühjahrsoffenſive darf, das ſchärft der Oberbefehlshaber nochmals ein, nichts geändert werden.

D'Eſperey und ſeine Stabsoffiziere ſind entſetzt über die negative Haltung des Hauptquartiers. In den letzten Tagen haben ſich die verdächtigen Nachrichten noch vermehrt. Beſondere Bedeutung mißt die Heeresgruppe der Ausſage von zwei Ueberläufern polniſcher Nationalität zu. Dieſe beiden Leute berichten, daß in ihrem Abſchnitt der größte Teil der Artillerie ſich bereits im Abmarſch befände, daß die Ruhequartiere hinter der Front ſyſtematiſch zerſtört und große Sprengungen an Straßenkreuzungen und Bahnanlagen ſtattfänden. Dieſe Ausſagen beſtätigen alſo in vollem Umfange die eigenen Ergebniſſe der Luftaufklärung und der Meldungen aus der Front.

Mit ſeinen Armeeführern und ſeinem engeren Stabe iſt d'Eſperey einer Meinung, daß das Große Hauptquartier einem gefährlichen Trugſchluß unterliegt. Keineswegs gewillt, die Dinge treiben zu laſſen, richtet der General nochmals ein dringendes Schreiben an den Oberſtkommandierenden, in dem er zum mindeſten klare

Richtlinien für den Fall eines deutſchen Rückmarſches fordert. Nivelle, immer noch ungläubig, gibt endlich dem wiederholten Drängen d'Eſpereys nach und ſchickt der Heeresgruppe Nord genaue Inſtruktionen. Viel iſt dieſer damit nicht gedient, denn dieſe Befehle laſſen im Grunde alles beim alten. Ausdrücklich wird nochmals jede Verwendung der Angriffsdiviſionen bei Vorſtößen und ſogar bei der Verfolgung des abziehenden Feindes unterſagt. Nur die notwendigſten Stellungstruppen ſind zu dieſem Zweck einzuſetzen. Das franzöſiſche Hauptquartier iſt von ſeiner vorgefaßten Meinung über den reibungsloſen Ablauf der doppelſeitigen Frühjahrsoffenſive ſo beſeſſen, daß es die operativen Möglichkeiten einer rückſichtsloſen, mit ſtarken Kräften geſpeiſten Verfolgung garnicht in Erwägung zieht.

Inzwiſchen ſind zehn koſtbare Tage verloren gegangen. Am 14. März entſchließt ſich General d'Eſperey, mit ſeinen Stellungsdiviſionen auf breiter Front in die erſten deutſchen Linien einzubrechen. Dem Angriff ſoll eine 36-ſtündige Artillerievorbereitung vorausgehen. Das Artilleriezerſtörungsfeuer beginnt am 17. März. Die deutſchen Gräben tauchen in Reihen flammender Einſchläge und in braungelben Qualmwolken unter. Schwere Kaliber wirbeln haushohe Erdfontänen auf. Balken und Drahtfetzen ſchwirren durch die Luft. Lückenlos liegt das Trommelfeuer auf den zuckenden Linien. — Als franzöſiſche Patrouillen während einiger Feuerpauſen ſich vorſichtig an die deutſchen Gräben heranpirſchen, finden ſie die deutſchen Stellungen l e e r. Sie ſtoßen weder auf einen Lebenden noch auf einen Toten. In der Nacht vom 16. zum 17. März, ſechs Stunden vor dem Feuerbeginn, haben die letzten deutſchen Nachhutpatrouillen die Stellung geräumt. Das Trommelfeuer iſt auf ein totes, verlaſſenes Grabengewirr niedergepraſſelt. Der Vogel iſt ungerupft aus dem Neſt geflogen.

Ueber die verhängnisvollen Irrungen und Wirrungen im franzöſiſchen Hauptquartier, die zu dieſer Ueberrumpelung der franzöſiſchen Heeresleitung führten, berichtet anſchaulich der Franzoſe Pierrefeu:[1]

„Ende Februar brachten die engliſchen Angriffe an der Ancre (Arras) eine Senſation. Die Deutſchen zogen ſich vor unſeren

[1] Pierrefeu: Grand Quartier Général.

Verbündeten zurück, zuerst unter dem Druck des Angriffs, dann freiwillig. Das war nicht mehr eine Schlacht, das war ein Rückzug."

„Dann, wie eine Bombe, platzt die Nachricht herein: Die Deutschen ziehen ab. Sie verbrennen ihre Depots, sie sprengen Bahnanlagen und Bahnhöfe, sie schaffen Zivilbewohner fort. Fieberhaft verfolgte man die Meldungen der Heeresgruppe Nord, die jeden Tag neue Anzeichen erkannte. Kein Zweifel, unsere Feinde verzichteten darauf, sich dem Stoß der noch in Vorbereitung befindlichen Offensive auszusetzen und traten den Rückzug an. Wieweit würden sie zurückgehen? Bis zur Maas? Im ganzen Hause herrscht Jubel. Aber alsbald machten erfahrene Offiziere darauf aufmerksam, daß dieser Rückzug auch die Vorbereitungen zur Offensive nutzlos gemacht hätte. Diese Aussicht drückte aber die Stimmung keineswegs. Die Freude, die Deutschen abziehen zu sehen, überwog alles. „Wir haben noch die Möglichkeit, sofort anzugreifen, um sie in vollem Rückzug zu überraschen und sie vernichtend zu schlagen. Das wird der Oberbefehlshaber auch sofort tun, das ist ganz klar."

„Derartige Gespräche habe ich in den ersten Märztagen überall gehört, im II. Bureau, im I. Bureau, bei den Kurieren und Ordonnanzoffizieren. Man sah nur noch Gruppen über die Karten gebeugt, die diskutierten, was jetzt geschehen müsse."

„Aber im III. Bureau (Operationsabteilung) blieb man stumm und rätselhaft. Wenn man zu den Offizieren dieser Abteilung vom Rückzug sprach, erntete man nur ein ironisches Lächeln. In der Tat, das III. Bureau und der Oberst d'Alanson glaubten nicht an Rückzug. Aber merkwürdig, trotz ihrer großen Autorität konnte die Operationsabteilung niemand überzeugen. Um den 10. März etwa machte sich immer mehr eine Stimmung des Unmuts und der Entrüstung bemerkbar. Zum ersten Male hörte ich selbst höhere Chargenträger den blinden Starrsinn der Operationsabteilung kritisieren. Man empfand unsere Untätigkeit als katastrophal... Kurz, am 17. März, als man das Ergebnis eines größeren Vorstoßes erhielt, war es unmöglich, nicht mehr an einen Rückzug der Deutschen zu glauben."

„Große Bestürzung herrschte im Kabinett des Oberstkommandierenden. Man sah nur düstere Gesichter. Die mit soviel Sorgfalt vorbereitete Offensive fiel in ein Nichts zusammen. Nichtsdestoweniger

erholte man sich schnell genug von der Ueberraschung, um aus der Situation, die nach außen einen starken moralischen Auftrieb geben mußte, soviel wie möglich herauszuschlagen. Ich erhielt den Auftrag, im Tagesbericht zum Ausdruck zu bringen, daß der Feind unter unserem ständigen Druck den Rückzug angetreten habe und wir in energischer Verfolgung unter seinen Nachhuten schwere Verwirrung angerichtet hätten... Als der Chef der Operationsabteilung, Renouard, mein Kommuniqué durchlas, konnte er ein ironisches Lächeln nicht verbergen."

Hindenburg und Ludendorff hatten das große strategische Rückzugsmanöver von langer Hand vorbereitet. Seit dem Ausbrennen der Sommeschlacht im Spätherbst war sich die Oberste Heeresleitung im Klaren, daß das Frühjahr 1917 eine Machtprobe größten Stils bringen würde, die bei der erdrückenden Ueberlegenheit der Entente nur defensiv bestanden werden konnte. Vom Standpunkt des Gegners aus war eine Wiederholung der von Joffre bereits 1915 unternommenen Zangenangriffe zwischen Arras und der Champagne in konzentrierter Form das Gegebene. So entstand in dieser Situation der Gedanke, die besonders gefährdeten Stellungen im Sommegebiet, die als tiefe Säcke in das feindliche Stellungssystem hineinragten und zur Abschnürung geradezu einluden, zu räumen und in einer neu gebauten, sehr starken Verteidigungslinie — der Siegfriedstellung — den Gegner zu erwarten.

Wie groß auch die moralischen Bedenken gegen die freiwillige Räumung von breiten Stellungsabschnitten sein mochten, die mit dem Blute deutscher Kerntruppen gedüngt waren, so schwer fielen die taktischen und strategischen Vorteile ins Gewicht. Nicht nur, daß einem angriffsbereiten Gegner das Sprungbrett unter den Füßen weggezogen und der großangelegte Aufmarschplan über den Haufen geworfen wurde, sondern daß zugleich die feindlichen Armeen zu einer zeitraubenden Verfolgung und völligen Neugruppierung in einem wüsten Gelände gezwungen waren in dem es weder Bahnen noch Straßen, weder Unterkünfte für Mann und Roß, noch irgendwelche Möglichkeiten für gedeckten Aufmarsch gab, das alles entschied schließlich zu Gunsten des Rückzuges. Als Beginn des Rückzugsmanövers wurde der 9. Februar 1917 festgelegt, als letzter Tag der 16. März.

Der Krieg ist brutal und kennt kein Erbarmen. Ebensowenig wie der Gegner sich gescheut hatte, in höchster Not die Salzfluten der Nordsee auf die fruchtbaren Äcker Nordflanderns strömen zu lassen, durfte die deutsche Heeresleitung vor systematischen Zerstörungen zurückschrecken. So verschwanden Dörfer vom Erdboden, fielen die Bäume unter der Axt, gingen Brücken, Eisenbahnviadukte und Straßenkreuzungen im Qualm der Sprengungen in die Luft. Der Feind, im Rücken das Trichterfeld der Sommeschlacht, stand vor einer neuen wüsten Zone von 20 bis 40 Kilometer Tiefe.

Die Nerven der deutschen Führer, besonders der Kommandostellen an der Front, werden in diesen Tagen auf eine harte Probe gestellt. Mußte der Feind trotz aller Vorsichtsmaßnahmen nicht von der Aktion Wind bekommen? Konnte nicht jeden Tag ein Angriff losbrechen und mitten in die Rückzugsvorbereitungen hineinstoßen? Konnte in einem solchen Fall die im Abmarsch befindliche Armee noch ohne schwere Einbuße an Menschen und an Material die schützenden Wälle der Siegfriedstellung erreichen? Wie ein Albdruck lastet die quälende Ungewißheit über die Absichten der englisch-französischen Heeresleitung auf der deutschen Führung. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als in der zweiten Märzwoche der Gegner zusehends unruhiger wird und zahlreiche Patrouillen gegen die deutschen Gräben vortreibt. Erst am letzten Tage, als die deutsche Nachhut, zum Teil schon in Nahkämpfe verwickelt, befehlsgemäß die Stellungen räumt, kann die Oberste Heeresleitung aufatmend feststellen: Es ist geschafft.

Ernst Jünger[1], damals Führer einer solchen Nachhut, berichtet von den letzten Stunden vor dem Rückzug an der englischen Front. „Am 13. März verließ die Kompagnie die Stellung, die ich mit meinen beiden Gruppen übernahm. In dieser Nacht fiel ein Mann mit dem ominösen Namen Kirchhof durch Kopfschuß. Ich ordnete alles Mögliche an, um den Gegner über unsere Stärke zu täuschen. Bald wurden hier, bald dort einige Schaufeln voll Erde über die Deckung geworfen, und unser einziges Maschinengewehr mußte bald vom linken, bald vom rechten Flügel eine Reihe von Schüssen abgeben. Trotzdem klang unser Feuer recht dünn, wenn niedrig fliegende Beobachter die Stellung überkreuzten. Daher

[1] Ernst Jünger: In Stahlgewittern.

tauchten jede Nacht Patrouillen an verſchiedenen Punkten auf, die ſich am Draht zu ſchaffen machten. Am 16. nachts merkten wir, daß ein Angriff nahe bevorſtehen mußte. Im vorderen engliſchen Graben erklang das Patſchen vieler Stiefel. Das Lachen und Rufen einer ſtarken Abteilung verriet, daß die Leute ſich auch innerlich gut angefeuchtet haben mußten. Dunkle Geſtalten näherten ſich unſerem Draht und wurden durch Schüſſe vertrieben, eine brach jammernd zuſammen und blieb liegen. Ich zog meine Leute igelförmig um die Einmündung eines Laufgrabens zuſammen und bemühte mich, in dem plötzlich einſetzenden Artillerie- und Minenfeuer das Vorgelände durch Leuchtkugeln zu erhellen. Da uns die weißen bald ausgingen, jagten wir ein wahres Feuerwerk von bunten in die Luft. Als um fünf Uhr morgens die Stunde der befehlsmäßigen Räumung anbrach, ſprengten wir noch raſch einige Unterſtände, ſoweit wir ſie nicht mit genial konſtruierten Höllenmaſchinen verſehen hatten. Zur feſtgeſetzten Stunde zogen ſich ſämtliche Patrouillen, zum Teil ſchon in Handgranatenkämpfe verſtrickt, über die Somme zurück. Als die Letzten den Fluß überſchritten hatten, ſprengten Pionierkommandos die Brücken in die Luft."

Moraliſch hat der Rückzug für die deutſche Kampftruppe nicht die geringſten nachteiligen Folgen. Die Truppe ſpürt die feſte Hand des Führers und ahnt inſtinktiv das große Ziel des Manövers. Außerdem iſt der Sommekämpfer froh, aus den von dunklen Erinnerungen umwobenen, unwirtlichen und verſchlammten Stellungen herauszukommen und wieder feſten Boden unter den Füßen zu haben. Die Rückzugsgefechte haben ſeine Jagdleidenſchaft erweckt, wovon zahlloſe erfolgreiche Scharmützel Zeugnis ablegen. Vorwitzige Patrouillen laufen in geſchickt gelegte Fallen hinein und werden abgefangen, auf feindliche Kompagnien, die in geſchloſſener Marſchordnung vorrücken, praſſelt aus irgend einer verdeckten Bodenfalte überfallartig Infanterie- und Maſchinengewehrfeuer, Nachhutgeſchütze jagen ihre Granaten in Fahrzeugkolonnen, die ſich in dem unwegſamen Gelände abmühen, an einer Stelle gelingt es ſogar, einen hohen Stab, der ahnungslos mit ſeinen Scherenfernrohren auf einer Anhöhe erſchienen iſt, mit einem wohlgezielten Feuerüberfall niederzulegen. So iſt es den engliſchen und franzöſiſchen Verfolgern nur unter herben Verluſten möglich, wieder den

Anſchluß an den deutſchen Gegner zu finden, der jetzt abwehrbereit hinter den ſtarken Wällen der Siegfriedſtellung ſteht.
Der ſtrategiſche Erfolg dieſes kühnen Rückzugsmanövers iſt gewaltig. Von den vier engliſchen Armeen ſind Anfang April nur zwei angriffsbereit; die beiden anderen quälen ſich noch mühſam durch die wüſte Zone. Auch die beiden ſüdlich anſchließenden franzöſiſchen Armeen der Heeresgruppe d'Eſperey ſind infolge ihres zögernden und von zahlloſen Stockungen unterbrochenen Vormarſches von der großen Offenſive ausgeſchaltet. Das kunſtvolle Gebäude des gigantiſchen Zangenangriffs iſt eingeſtürzt. Der Klaſſiker des Weltkrieges, der Schweizer Hiſtoriker Hermann Stegemann, urteilt über dieſen Rückzug:
„So vollzog ſich denn im Vorfrühling des Jahres 1917 die einzig durchdachte, große Bewegung, die geeignet war, das Feld im Weſten zu erneuern. Rückwärtstretend löſten ſich die deutſchen Armeen von dem zu neuem Angriff rüſtenden Feind, rückwärtstretend rückten ſie in eine menſchenſparende, ausgebaute Stellung und zerſtörten dadurch die Pläne der Gegner ſicherer als durch die Annahme einer neuen Schlacht. Die ganze Schlachtausrüſtung der Alliierten löſte ſich auf. Zum erſten Mal war der im Sommer 1914 erſtrittene Raum einem großen Manöver dienſtbar gemacht worden."

* * *

Um die Mitte des Monat März haben ſich auch in Paris ſchwerwiegende Ereigniſſe abgeſpielt. Das franzöſiſche Parlament, vom Streit der Parteien erfüllt, weiß in dieſer kritiſchen Zeit nichts Beſſeres zu tun, als das Kabinett Briand wegen eines völlig belangloſen Zwiſchenfalls zu ſtürzen. Am 16. März tritt Briand ab und am 20. März beruft der Präſident der Republik, Poincaré, den greiſen Parlamentarier Ribot, der ſchon ſeit nahezu vierzig Jahren in der politiſchen Arena ſteht, zum Miniſterpräſidenten.
Ribot, ſelbſt aus der politiſchen Linken hervorgegangen, hat mit der Leitung des Kriegsminiſteriums den Deputierten Painlevé betraut, einen regen und impulſiven Politiker, der ſich während des Dreyfusprozeſſes ſeine parlamentariſchen Sporen durch heftige Angriffe auf die Militärjuſtiz verdient hat. Im vergangenen Kabinett Briand

hat Painlevé seinem Lande als Propagandaminister unschätzbare Dienste geleistet. Sein scharfer Intellekt und seine Energie geben dem Ministerpräsidenten, der schon mit der Müdigkeit des Alters zu kämpfen hat, die Gewißheit, das wichtigste Ministerium einer starken Hand anvertraut zu haben.

Der neue Kriegsminister ist kein Freund des Generalissimus Nivelle. Als im Kabinett Briand nach Joffres Sturz die Wahl eines neuen Armeechefs zur Debatte stand, hat Painlevé gegen Nivelle gestimmt und sich energisch für die Wahl des Generals Pétain eingesetzt, dessen kühle Besonnenheit und Urteilskraft er schätzen gelernt hatte. Painlevé blieb damals mit seiner Stimme allein.

Der neue Herr im Kriegsministerium ist kein Soldat, er ist Politiker. Als Kriegsminister der französischen Republik besitzt er aber eine Machtbefugnis, der sich sogar der Oberstkommandierende der Armee zu beugen hat. Painlevé ist vom ersten Tage seiner Ministertätigkeit fest entschlossen, von dieser Machtbefugnis weitgehendsten Gebrauch zu machen. Dies um so mehr, als er nach wie vor kein Vertrauen zu dem Generalissimus Nivelle fassen kann.

Das Kabinett Ribot ist zu seiner ersten Sitzung zusammengetreten. Am Tage zuvor hat die Reiterei Franchet d'Espereys Noyon genommen. Der Deutsche in Noyon, das hieß „Hannibal ante portas", das bedeutete für die Bevölkerung der Hauptstadt dreißig Monate lang eine ständige Drohung, die Tage vom September 1914 noch einmal durchleben zu müssen. Der alte „Tiger" Clémenceau hatte in diesen Jahren keine Rede im Parlament vorübergehen lassen, ohne sie mit den Worten zu beschließen: „Und im übrigen steht der Deutsche immer noch in Noyon."

Jetzt ist der Druck von der Hauptstadt genommen, und Paris befindet sich in einem Freudentaumel. In großen Schlagzeilen bringt die Pariser Presse triumphierende Meldungen über den fluchtartigen Rückmarsch der Deutschen. Die Zeitungen werden den Händlern aus der Hand gerissen. Hochrufe auf die Armee ertönen. Erregte Gruppen diskutieren die Aussichten der großen Offensive und der gänzlichen Befreiung des Landes von der Invasion. Bis zum Quai d'Orsay schlagen die Wellen der Begeisterung, wo sich in den Diensträumen des Außenministers das Kabinett versammelt hat. Aber hier hinter den tuchüberzogenen Doppeltüren, die jeden

Laut nach außen abdichten, iſt von der Begeiſterung der Straße nichts zu ſpüren. Die Regierung ſteht vor überaus ernſten Entſcheidungen. Der Kriegsminiſter hat die Frage in die Debatte geworfen, wie ſich das Kabinett zu den geplanten militäriſchen Operationen ſtelle.

„Die neue Regierung", ſagt Painlevé mit Nachdruck, „findet einen Generaliſſimus vor, der erſt ſeit drei Monaten im Amt iſt. Sie übernimmt als Erbſchaft des abgetretenen Kabinetts einen Operationsplan, der ſeiner ganzen Anlage nach über das Wohl und Wehe des Landes entſcheidet."

„Einen ausgezeichneten Plan", wirft der Kolonialminiſter Maginot, ein Freund des Generals Nivelle, ein.

„Sehr richtig! Einen ausgezeichneten Plan", fährt Painlevé fort, „nur ſind alle Vorausſetzungen, auf denen ſich dieſer Plan aufbaut, in den letzten Wochen umgeworfen worden. Steht Hindenburg noch an der Somme? Nein, er hat den Kopf aus der Schlinge gezogen, und Nivelle hat ihn dabei völlig ungeſchoren gelaſſen. Wird der Ruſſe im Oſten angreifen? In Rußland herrſcht die Revolution! Müſſen wir unter dieſen Umſtänden jetzt alles auf eine Karte ſetzen, wo der Eintritt Amerikas in den Krieg nur noch eine Frage von Tagen iſt?"

„Sie wollen doch nicht etwa die Offenſive verbieten? Jetzt, in einem Augenblick, wo die monatelangen Vorbereitungen faſt beendet ſind?" ruft wütend Maginot.

Der Juſtizminiſter Viviani iſt aufgeſprungen. Ihn hält es bei ſeinem ſüdländiſchen Temperament nicht mehr auf dem Stuhl. „Gehen Sie auf den Boulevard Haußmann und ſehen Sie, wie das Volk der großen Offenſive entgegenfiebert", ruft er geſtikulierend Painlevé zu.

Der Miniſterpräſident klopft vernehmlich mit ſeinem Bleiſtift auf den Tiſch: „Die Regierung wird in die Handlungsfreiheit des General Nivelle nicht eingreifen", ſagt er langſam, „aber das Mindeſte, was wir tun müſſen, iſt, den Kriegsminiſter zu einer Ausſprache mit dem Generaliſſimus und den Führern der vier Heeresgruppen zu ermächtigen. Die Regierung muß klar ſehen."

Schon am Tag darauf befindet ſich der Kriegsminiſter in ſeinem Wagen auf der Fahrt in das Große Hauptquartier. Bis Com-

pièngne, wohin General Nivelle den Sitz des Oberkommandos verlegt hat, iſt es von Paris nur eine knappe Autoſtunde. Aber die Fahrt des Miniſters wird durch zahlreiche Hinderniſſe aufgehalten. Laſtzüge mit ſchwerem Geſchütz und lange Wagenkolonnen mit Munition und Proviant beladen, fahren in Doppelreihen auf der breiten Straße nach Norden. An den Straßenkreuzungen gibt es neuen Aufenthalt, denn endloſe Infanterie-Marſchkolonnen, die in das Aufmarſchgebiet nach Soiſſons ziehen, müſſen erſt durchgeſchleuſt werden. Als der Wagen in die Waldchauſſee des großen Forſtes von Compiègne einbiegt, ſieht der Kriegsminiſter auf einer breiten Lichtung Tankregimenter bei Hindernisübungen. „Die Offenſive! Die Offenſive!“ denkt der Miniſter unruhig. „Die Maſchine iſt im Laufen, wird ſie noch zum Halten gebracht werden können?“

General Nivelle hat ſich mit der ihm eigenen Wendigkeit ſchnell von der Ueberraſchung des Hindenburg-Rückzuges erholt. Je weiter der franzöſiſche Vormarſch gedeiht und je deutlicher ſich der Umfang des deutſchen Rückmarſches abzeichnet, um ſo ſtärker bricht bei Nivelle und ſeinem engeren Stabe wieder ein hemmungsloſer Optimismus durch.

In dieſer Stimmung trifft der Kriegsminiſter das Hauptquartier an. Mit kühler Höflichkeit empfängt Nivelle den Miniſter. Die beiden Männer ſehen ſich an dieſem Tage zum erſten Mal in ihrem Leben. Aber Nivelle weiß, daß der Miniſter ſich ſcharf gegen ſeine Ernennung ausgeſprochen hat und ein begeiſterter Anhänger des General Pétain iſt, den er erſt kürzlich brutal von der Mitwirkung an der Offenſive ausgeſchloſſen hat. Die beiden Männer muſtern ſich ſchweigend, als ob ſie ihre Kräfte prüfen wollen. Hier der erfolgreiche Soldat, der bedenkenloſe Draufgänger, dort der ſkeptiſche Politiker.

Painlevé liebt keine Umſchweife. Er kommt ſofort auf den Kern der Dinge zu ſprechen. „Die bevorſtehende Offenſive macht der Regierung ſchwere Sorge“, erklärt er dem General. „Sie iſt der Anſicht, daß die letzten Ereigniſſe Frankreichs Stellung ſehr geſchwächt haben.“

Nivelle: „Ich bin niemals ſiegesgewiſſer geweſen als jetzt, Herr Miniſter. Alle Ereigniſſe ſprechen für uns.“

Painlevé: „Aber die Siegfriedſtellung iſt ein ſtark befeſtigtes Stellungsſyſtem!"
Nivelle: „Das iſt nur eine Augentäuſchung! Ich packe ſie von der Aisne her im Rücken und rolle ſie auf."
Painlevé: „Die ruſſiſche Revolution hat Hindenburg den Rücken frei gemacht. Werden die deutſchen Reſerven nicht nach dem Weſten ſtrömen und ſich vor Ihrer Angriffsfront ſammeln?"
Nivelle: „Ich habe nur eine einzige Befürchtung, Herr Miniſter, daß die Deutſchen auch vor der Aisne- und Champagnefront den Rückzug antreten. Je zahlreicher ſie vor unſerer Front bleiben, um ſo glänzender wird der Sieg."
Der Kriegsminiſter, innerlich keineswegs überzeugt, verläßt das Hauptquartier in großer Unruhe. Der überſpannte Optimismus des Generaliſſimus hat keinen guten Eindruck bei ihm hinterlaſſen. Sein Wagen jagt jetzt nach Südoſten, über La Ferté Milon, dem ehemaligen Hauptquartier des Generaloberſt von Kluck, der großen Marnechauſſee zu, die direkt nach Châlons, dem Stabsquartier des General Pétain, führt. Auch hier, weit im Hinterland, ſieht der Miniſter überall die gewaltigen Vorbereitungen zu der Offenſive. Große Truppenverbände aller Waffengattungen üben das neue Angriffsverfahren. Infanterielinien ſtürzen über die Felder vor, Begleitbatterien jagen hinterher, Bataillone ziehen ſingend in ihre Ruhequartiere. Die Truppen machen einen guten Eindruck. Sie ſehen friſch und gut genährt aus. Ihre Uniformen ſind funkelnagelneu. Die Straßen von Châlons ſind vollgeſtopft mit Troß und Kolonnen. Feldartillerie-Regimenter ziehen durch die Stadt zur Champagnefront. Ratternd und ſtampfend rollen die Geſchütze vorüber, marſchieren die Batterien und Regimenter an winkenden und jubelnden Bürgern und Frauen vorbei, die in dichten Reihen die Straßen umſäumen. Es dunkelt bereits, als der Miniſter endlich im Stabsquartier Pétains anlangt.
General Pétain, der erprobte Verteidiger von Verdun und Führer der „Heeresgruppe Zentrum", iſt nach den heftigen Zuſammenſtößen mit dem Generaliſſimus von der Mitwirkung bei der Offenſive praktiſch ausgeſchaltet. Er empfängt den Kriegsminiſter mit ſeiner gewohnten Ruhe.
„Ich habe mit meiner Meinung nie hinter dem Berge gehalten",

antwortet er langsam auf die drängenden Fragen des Ministers. „Ich bin niemals ein Freund von Handstreichen und Durchbruchsversuchen gewesen. Soll sich doch der Deutsche seinen Quadratschädel an unseren Stellungen einrennen. Die Zeit arbeitet für Frankreich. Greifen wir erst an, wenn Amerika uns einen überwältigenden Materialüberfluß verschafft hat und eine halbe Million Amerikaner eingetroffen sind. Unser Land hat dreißig Monate Krieg hinter sich. Verdun war ein furchtbarer Aderlaß. Da müssen wir mit dem kostbarsten Gut, das Frankreich zu vergeben hat, dem Blut seiner Soldaten, sparsam umgehen."

Der Kriegsminister ist nach Paris zurückgekehrt. Die nüchternen, klaren, zwingenden Darlegungen des General Pétain, seine Sorge um die Erhaltung der Lebenskraft der französischen Soldaten haben ihren Eindruck nicht verfehlt. Was ist zu tun? Jeder Tag bringt die Entscheidung näher.

Von der Fahrt ermüdet, nervös, überreizt, findet Painlevé auf seinem Schreibtisch die Denkschrift eines Obersten vor, die ihm ein Parteifreund, der Deputierte Freycinet, zugeschickt hat. Der Minister, mit seinen Gedanken noch im Hauptquartier, wirft nur einen flüchtigen Blick auf das Manuskript. Aber schon nach den ersten Sätzen ist seine Müdigkeit verflogen. Was er hier liest, sind seine Worte, seine Befürchtungen und Sorgen. Der Verfasser, ein Brigadekommandeur in der zum Angriff bestimmten Armee Mangin, behauptet, daß er die einstimmige Meinung der Stäbe in der „Heeresgruppe Durchbruch" widergäbe. Diese Meinung lautet, daß der Durchbruch zwischen Soissons und Reims ein Unding sei. Die befestigten Stellungen der Deutschen an dieser Front seien mit der Methode von Verdun nicht zu nehmen. Ueberdies sei der Deutsche auf den Angriff vorbereitet und massiere jetzt schon starke Reserven, darunter seine besten Gardetruppen. Dem Minister wird, während er noch mit der Durchsicht dieser Denkschrift beschäftigt ist, der Präsident des Senates, Dubost, gemeldet. Den alten Senator treibt auch die Sorge zum Kriegsminister.

„Ich habe ungünstige Nachrichten", sagt er verdrossen. „Die Armeeführer sind am Generalissimus irre geworden. Ich bitte Sie dringend, Herr Minister, sprechen Sie mit General Micheler, er hat Ihnen Dinge von äußerster Wichtigkeit mitzuteilen."

General Micheler ist nächst Nivelle zur Zeit die wichtigste Persönlichkeit in der französischen Armee. Nach dem Zerwürfnis mit Pétain hat der Generalissimus ihm die Führung der „Heeresgruppe Durchbruch" anvertraut. Zwei Armeen mit dreißig Divisionen unterstehen seinem Kommando. Der Kriegsminister, schon längst entschlossen, mit Micheler zu sprechen, beordert den General zu sich. „Ich muß klar sehen, Herr General, sprechen Sie sich offen aus", sagt Painlevé kurz.

„Als ich mich im Dezember bereit erklärte, den Angriffsplan des Generalissimus auszuführen, war die Lage eine grundsätzlich andere", beginnt Micheler. Damals stand Hindenburg an der Somme, in ungünstigster Stellung. Wir hofften, durch einen Zangenangriff dort 150 000 Mann einzukesseln und gefangen zu nehmen. Jede Reserveverschiebung war den Deutschen durch unsere breitgefächerten Angriffsfronten unmöglich gemacht. Jetzt ist die Katze aus dem Sack. Die Engländer können nur mit der Hälfte ihrer Angriffsarmeen antreten, unsere Heeresgruppe Nord kommt zu Zeit überhaupt nicht in Frage, und Hindenburg kann jetzt seine Reserven hinter der Angriffsfront meiner Armeen aufmarschieren lassen."

Painlevé: „Glauben Sie an den totalen Durchbruch am ersten Tage, Herr General?"

Micheler: „Nein, unter keinen Umständen! Ich will glücklich sein, wenn meine Truppen von den vier deutschen Stellungen in 24 Stunden die beiden ersten genommen haben."

Painlevé: „Mehr erhoffen Sie nicht?"

Micheler: „Wenn alles reibungslos verläuft, kann man vielleicht bis Laon kommen, aber schon das wird ein außerordentlich harter Kampf werden und viel Blut kosten."

Painlevé: „Sind Sie der Ansicht, auf die Offensive zu verzichten?"

Micheler: „Diese Frage kann ich nicht beantworten, Herr Minister. Eine solche Entscheidung ist sehr gefährlich. Dann reißt Hindenburg die Initiative an sich."

Der Kriegsminister ist jetzt überzeugt, die Stimmung der maßgebenden Heerführer hinreichend zu kennen. Die Zeit drängt zum Handeln. Painlevé setzt bei dem Ministerpräsidenten eine Sitzung des engeren Kriegsrates der Regierung durch, zu der auch der Generalissimus Nivelle erscheinen soll.

Am 3. April, nur wenige Tage vor dem ſchon feſtgelegten Beginn der Artillerieſchlacht, findet die Beſprechung im Arbeitszimmer des Miniſterpräſidenten ſtatt. Der Kriegsminiſter nimmt zuerſt das Wort. Er ſchildert eindringlich die Bedenken der zur Ausſprache herangezogenen Generale, zitiert die ihm in die Hand geſpielte Denkſchrift eines Unterführers und wirft die Frage auf, ob nicht die Situation dazu zwinge, den Krieg zunächſt nur in der Verteidigung zu führen.

Nivelle, redegewandt und ſehr ſicher in ſeinem Auftreten, erklärt ſofort, von einem Rückfall in die Defenſive dürfe überhaupt nicht die Rede ſein. Dann fährt der General fort: „Der vollſtändige Sieg iſt uns ſicher! St. Quentin wird am erſten Tag fallen. D'Eſperey und Micheler werden am dritten Tag ihre Armeen vereinigen können, dann beginnt das Stadium der Verfolgung und des Bewegungskrieges."

Der Kriegsminiſter iſt bei dieſen Worten an die Wandkarte getreten, auf der in großem Maßſtab das Angriffsfeld aufgezeichnet iſt. „Herr General", ruft er aus, mit ſeinen Fingern das nördlich der deutſchen Front gelegene Gelände zwiſchen der Serre und Suippe punktierend, „wenn Ihre Offenſive nur dieſes Ergebnis hätte, ſo wäre das ein großer Sieg, und der Dank des Vaterlandes wäre Ihnen gewiß."

„Für ein ſo armſeliges Reſultat", entgegnete Nivelle feſt, „habe ich nicht 1 200 000 Mann, 5 000 Geſchütze und 500 000 Pferde für die Offenſive zuſammengezogen. Ein ſolcher Gewinn lohnt nicht den Einſatz."

Nivelles Sicherheit übt eine faſzinierende Wirkung aus. Keiner von den anweſenden Miniſtern kann ſich dem Einfluß dieſer blitzartig hervorſchnellenden Antworten, dieſes unerſchütterlichen Siegesbewußtſeins entziehen. Sogar der mißtrauiſche Painlevé ſcheint in dieſer Stunde ſeine Zweifel abzuſchütteln. So faßt das Kabinett den Beſchluß, die Offenſive nach den Richtlinien und Befehlen Nivelles ſtattfinden zu laſſen. Im Vollgefühl ſeines moraliſchen Erfolges kehrt der Generaliſſimus in ſein Hauptquartier zurück. Aber faſt ſcheint es, als ob ſich in dieſen Tagen alle Welt gegen Nivelle verſchworen hat, um die Offenſive noch im letzten Augenblick zu verhindern. Der Präſident der Republik hat ſich zu dieſer

Zeit mit dem Präsidenten der Kammer und des Senates an die Front begeben und aus den Berichten verschiedener führender Generale soviele schwerwiegende Einwände und ein so begründetes Mißtrauen gegen das ganze Unternehmen herausgehört, daß Präsident Poincaré sofort nach seiner Rückkehr Ribot in das Elysée rufen läßt und dem Regierungschef in ernstester Form seine Befürchtungen mitteilt.

Ribot, schon schwankend und an der Richtigkeit der erst vor zwei Tagen gefaßten Entschlüsse zweifelnd, ist kaum in sein Palais zurückgekehrt, als sich ein höherer Offizier bei ihm melden läßt. Es ist der ehemalige Kriegsminister Messimy, der jetzt eine Division im Felde führt.

Messimy befindet sich in einem Zustand hochgradiger Erregung. „Herr Ministerpräsident", stößt er heftig hervor, „ich komme in zwölfter Stunde, um zu warnen. Das Große Hauptquartier ist wie mit Blindheit geschlagen! In diesem Dokument, das ich Ihnen überreiche, finden Sie den Standpunkt der verdienstvollsten Führer der Armee zu der Offensive niedergelegt, insbesondere die Meinung des Generals, der die Schlacht leiten soll, des Generals Micheler. Als ehemaliger Kriegsminister, als Deputierter und als Chef einer Division, der für das Leben von 10 000 Menschen verantwortlich ist, beschwöre ich Sie, vor dem Beginn der Operation noch einmal die vier Führer unserer Heeresgruppen anzuhören."

Der alte Ribot, abgekämpft von den Aufregungen der letzten Tage und an sich selbst irre geworden, findet nicht die Kraft zur eigenen Entscheidung. Er läßt sich mit dem Amtszimmer des Präsidenten verbinden. Schon nach wenigen Sätzen unterbricht ihn Poincaré. „Gut! Sehr gut", ruft er lebhaft, „Messimys Vorschlag ist durchaus annehmbar. Die Konferenz wird morgen früh stattfinden. Ich werde selbst den Vorsitz übernehmen."

* * *

Am Abend des 5. April, als Poincaré diese Entscheidung trifft, unterzeichnet Nivelle in seinem Hauptquartier die letzten Befehle für den Beginn der Schlacht. Die Engländer bei Arras stehen schon seit Tagen im Artilleriekampf. Nivelle setzt für Haig den Ostermontag als Beginn des Infanteriesturmes fest. Die Artillerie-

schlacht vor der französischen Front befiehlt er für den kommenden Morgen. Auf einer Frontbreite von 40 Kilometern warten 5000 Geschützschlünde und 1000 Minenwerfer auf den Augenblick, um ihre donnernde Sprache ertönen zu lassen.

Von Soissons bis Reims und vor den Champagnehöhen steht jede acht Meter ein Geschütz, alle vierzig Meter ein Minenwerfer und Grabenmörser und jedem einzelnen Geschütz stehen Berge von Munition zur Verfügung. Eine Million achthunderttausend schwerer Granaten, sechseinhalb Millionen leichter Granaten und eine Million Minen sind aufgestapelt, um die deutsche Front sturmreif zu schießen. — Wahrlich Nivelle konnte bei einem so ungeheuerlichen Aufwand von Vernichtungsmaterial seine Hoffnungen weit spannen. —

Mitten in der Arbeit wird der Generalissimus durch das Rasseln des Telefons aufgescheucht. Paris verlangt ihn persönlich. Es meldet sich der Staatssekretär des Ministerpräsidenten. Er teilt Nivelle in sachlicher Kürze mit, daß am kommenden Tage um 10 Uhr vormittags eine Konferenz der Regierung und des Präsidenten der Republik mit den Führern der Armee festgesetzt ist. Der General, weit vorgebeugt, traut seinen Ohren nicht. „Was soll das heißen?!" schreit er in den Apparat hinein, „vor zwei Tagen hat doch die Regierung ihre Zustimmung zu meinem Operationsplan nochmals bestätigt. Das ist doch unmöglich! In einem Augenblick, wo die Schlacht beginnt." Von der andern Seite der Leitung eine höflich-kühle Antwort: nichts weiter sagen zu können, nur befohlenen Auftrag auszuführen... Schluß.

Nivelle wirft den Hörer krachend auf die Gabel. „Das ist eine Infamie", knirscht er. „Eine Intrigue! Eine niederträchtige Intrigue des Kriegsministers und meiner Untergebenen. Aber ich werde ihnen heimleuchten. Sie haben den Löwen umstellt, aber sie sollen seine Pranke zu fühlen bekommen."

* * *

In den Morgenstunden des 6. April rollt der Salonwagen des Präsidenten der Republik langsam aus dem Nordbahnhof. Feiertagsstille liegt über Paris. Die Glocken von Notre Dame und Sacré Coeur läuten den Karfreitag ein. Der Zug gleitet durch die

gesegneten Gefilde des Departements Oise. Ein dunkler Glanz liegt über den schwarzerdigen Schollen der aufgebrochenen Aecker. Mattsilberene Strahlen wirft die Morgensonne auf die Tauperlen der aufkeimenden Saat. In der Ferne ziehen Landleute im Festtagskleid zur Dorfkirche. Eine wunderbare Ruhe liegt über dem Ganzen... Karfreitagszauber!

Auf einem gegen Fliegersicht gedeckten Nebengleise hält der Salonwagen. Aus der Ferne dröhnt ein dumpfes, gleichmäßiges Rollen und Grollen, das die Scheiben des Wagens erklirren läßt. Das Trommelfeuer! Compiègne liegt nicht weiter als dreißig Kilometer hinter der Front.

Die Generale sind erschienen. Nivelle, finster und verschlossen. Micheler, nervös und ängstlich. Franchet d'Esperey, voll verhaltener Unruhe, zwingt sich zu äußerer Haltung. Pétain, leidenschaftslos und kühl, wie immer. General Castelnau, soeben aus Rußland zurückgekehrt und mit der Führung der Heeresgruppe Ost im Elsaß betraut, fühlt sich unbeteiligt. In Begleitung des Ministerpräsidenten befinden sich nur Kriegsminister Painlevé, Marineminister Lacaze und der Kolonialminister Maginot.

Nach kurzer Begrüßung durch den Präsidenten Poincaré meldet sich sofort der Kriegsminister zum Wort. „Wir dürfen uns unter keinen Umständen auf ein Abenteuer einlassen", ruft er aus. „Wer können uns keine Vergeudung unserer militärischen Kraftquellen leisten. Die Offensive in ihrer jetzigen Form legt uns eine ungeheure Verantwortung auf."

Nivelle: „Die Verantwortung trage ich!"

Painlevé: „Und die Regierung, Herr General! Es ist ein gefährliches Spiel, bei dem alles auf eine Karte gesetzt wird."

Nivelle: „Wir dürfen keine halbe Schlacht schlagen. Wir müssen nach dem Durchbruch zur Operation gelangen. Die 70 Prozent Sicherheit, die Napoleon vor jeder Schlacht für sich beanspruchte, sind vorhanden. Der Angriff allein verleiht den Sieg. Rückfall in die Defensive bedeutet die Niederlage."

Painlevé: „Die 70 Prozent Sicherheit sind umstritten. Es gibt Offiziere, die anders denken."

Nivelle, aufbrausend: „Ich muß sagen, daß ich es einfach für untragbar halte, daß man mich als Generalissimus zwingt, zu den

Ergüssen meiner Untergebenen Stellung zu nehmen. Was fürchtet man denn? Schwere Verluste? Die Offensive ist eine Sache von 24 Stunden!"

Painlevé: „Nun gut, sagen wir 48 Stunden. Wenn der Durchbruch dann nicht erzielt ist, wird der ganze Angriff eingestellt. Ich erkläre Ihnen, Herr General, unter gar keinen Umständen will die Regierung eine Wiederholung der Sommeschlacht. Frankreich kann nicht noch einmal 210 000 Mann für einige Quadratkilometer eroberter Trichterwüste opfern."

„Ich möchte jetzt die Meinung der übrigen Generale hören", wirft Poincaré ein.

General d'Esperey äußert sich sehr zurückhaltend. „Der Widerstand der deutschen Nachhuten ist außerordentlich stark", erklärt er. „Meine Armeen haben jetzt erst mit der Siegfriedstellung Fühlung bekommen. Sie werden angreifen, aber das Ergebnis läßt sich nicht prophezeien. Wären die Dinge nicht so verwickelt, würde ich es für besser halten, den Angriffsplan noch zu ändern."

Nach d'Esperey erhält General Micheler, der Führer der „Heeresgruppe Durchbruch" und Hauptbeteiligte an der Offensive das Wort. Er hat sich, wie der frühere Kriegsminister Messimy in seiner Denkschrift behauptet, in geradezu vernichtender Form über den Angriff ausgesprochen.

Auge in Auge mit dem Generalissimus hat Micheler viel von seiner Festigkeit verloren. Er beginnt unsicher und stockend. Schon nach den ersten Sätzen fährt ihm Nivelle brüsk in die Rede:[1]

„Wollen Sie dem Kriegsrat sagen, wer der Verfasser des Angriffsplanes der „Heeresgruppe Durchbruch" ist?"

„Das bin ich", stößt Micheler heiser hervor.

„Wollen Sie weiter sagen, ob ich auch nur das Geringste an Ihren Dispositionen geändert habe?"

„Nein!"

„Mehr wollte ich hier nicht festgestellt wissen", sagt Nivelle eisig. Die weiteren Erklärungen Michelers rufen unter den Ministern beträchtliche Unruhe hervor. Sie widersprechen in den entscheidenden Punkten den Feststellungen, die in der Denkschrift Messimys als Michelers eigene Worte angegeben sind.

[1] Palat a. a. O.

Pétain, als letzter der Generale, faßt seine Antwort in wenigen Sätzen zusammen.
„Es ist eine Utopie, daran zu denken, über die zweite deutsche Stellung hinauszustoßen. Man wird diese vielleicht nehmen können", fügt er ernst hinzu, „wenn der Angriff auf das sorgfältigste vorbereitet ist, aber auch dann bleibt dieses Unternehmen noch eine harte Nuß."
Da erhebt sich Nivelle. Er ist zum letzten entschlossen. Mit schneidender Stimme erklärt er:
„Die Regierung hat die Meinung meiner Generale gehört. Wenn sie der Ueberzeugung ist, daß neue Tatsachen einen Wechsel der gesamten Kriegsführung erforderlich machen, so mag sie es veranlassen. Aber ich muß unter diesen Umständen den Präsidenten der Republik um meine Entlassung bitten."
Bleiernes Schweigen herrscht bei den Worten des Generals. Nur das harte Klirren der Fensterscheiben ist vernehmbar. Dann bricht ein Tumult aus. Poincaré, die Minister, die Generale springen auf. Irgendwo fällt ein Stuhl krachend zu Boden.
„Das ist unmöglich, Herr General", schreit Poincaré. Ziehen Sie Ihren Antrag zurück. Ich gebe Ihnen den Befehl, auf Ihrem Posten zu verharren."
Nivelle: „Ich kann es nicht, Herr Präsident. Unverantwortliche haben das gegenseitige Vertrauen zwischen mir und meinen Untergebenen untergraben. So kann ich nicht arbeiten. Ich fühle mich nicht mehr durch das einmütige Vertrauen der Regierung gestützt."
Painlevé: „Sie können in dieser kritischen Stunde unmöglich abdanken. Denken Sie doch an den verheerenden Eindruck bei der Armee, dem Volk und — dem Feind!"
Nach einem hastigen, flüsternden Gespräch mit Poincaré erhebt sich der Ministerpräsident Ribot:
„Ich spreche Ihnen, Herr General Nivelle, das volle Vertrauen der Regierung aus. Die Offensive ist beschlossen. Handeln Sie!"

* * *

Niemals hat das Wort: „Kleine Ursachen, große Wirkungen", mehr Geltung gehabt, als im Kriege. Ein unvorsichtiges Wort am Grabentelefon, ein im Klartext durchgegebener Funkspruch, ein im

Unterstand vergessenes Schriftstück oder auch nur ein im Nachtdunkel blinkendes Licht haben oft genug die unerwartetsten und schwerwiegendsten Folgen nach sich gezogen. Es muß daher noch von zwei Episoden berichtet werden, welche, gemessen an den weltgeschichtlichen Entscheidungen, die sich bei Frühlingsbeginn des Jahres 1917 anbahnen, belanglos erscheinen mögen, aber nichtsdestoweniger den Verlauf der Geschehnisse entscheidend beeinflußt haben.

Es ist Mitte Februar. Grimmige Kälte ist aus dem Osten nach Frankreich geflutet. Die Gräben in der Champagne, die sich über das alte Schlachtfeld bei Ripont ziehen, sind steinhart gefroren. Die ragende Höhe 185, von der die französischen Beobachter einen weiten Blick ins Land haben, ist mit einer dichten weißen Decke überzogen.

Mitteldeutsche Freiwilligenregimenter, die sich vor Langemarck 1914 ihre ersten blutigen Lorbeeren pflückten, liegen in den deutschen Gräben. Die Regimenter, von den Mühlsteinen des Krieges zermahlen, haben längst nicht mehr die Zusammensetzung vom Herbst 1914, aber in dem alten Stamm ist der Geist von Langemarck noch lebendig.

In den klaren Frostnächten, die jedes Geräusch weit durch die Luft tragen, hören die deutschen Posten verdächtiges Hämmern, Klopfen und Klirren bei dem Franzosen, auch auf den Förderbahnen herrscht des Nachts ein merkwürdig reger Verkehr. Will der Franzose jetzt schon angreifen? Baut er Gasflaschen für einen Gasüberfall ein? Will er die kampfstille Frostperiode zu einem Gewaltstreich ausnutzen? Klarheit über diese Fragen kann hier nur ein eigener Angriff bringen. Er bleibt zugleich auch die beste Verteidigung.

Der Morgen des 15. Februar bricht an. Ein herrlicher wolkenloser Wintertag. In den französischen Stellungen herrscht die nach durchwachter Nacht übliche Morgenruhe. Einige Tagesposten lugen durch die Grabenspiegel ins Niemansland. Es ist bitterkalt, und die Posten treten auf ihren Schützenständen hin und her, um sich zu erwärmen. Auch bei den Deutschen rührt sich nichts. Wie tot liegen die eisüberkrusteten Gräben. Da — es ist neun Uhr morgens — bricht hinter den deutschen Linien aus vierhundert Geschützrohren, wie ein einziger Abschuß, ein langgezogener dumpfer Donner.

Die französischen Posten, brutal aus der morgendlichen Stille herausgerissen, haben garnicht Zeit zu überlegen, da heult es schon heran. Krachend bersten die schweren Geschosse mit furchtbarer Splitterwirkung auf dem gefrorenen Boden. Halb betäubt springen die Posten schreiend zu den nächsten Unterständen, um die Besatzung, soweit sie nicht schon selbst hochgeschreckt ist, zu alarmieren. Aber es bleibt nicht bei einem kurzen Feuerüberfall. Stunde um Stunde verrinnt, ohne daß die Gewalt des Feuers nachläßt. Auf schmaler Front von drei Kilometern tobt das Trommelfeuer. Die erste Linie bildet nur noch ein Gemisch von rauchenden Trichtern und Grabenresten. Was von der Besatzung noch lebt, hockt verstört in tiefen Stollen. Längst ist der Höhe 185, auf die sich jetzt das Feuer der schweren Kaliber konzentriert, das weiße Gewand vom Leibe gerissen. Nackt und schwarz, ihre alte Narben entblößend, tritt sie in das Blickfeld der Scherenfernrohre. Nach letzten Minuten höchster Feuersteigerung springt der Wirbel zur Abriegelung auf die hinteren französischen Linien über. Noch im Qualm der letzten Explosionen stürzen die deutschen Stoßtrupps in die französischen Gräben. Die Besatzung, festgekeilt in den tiefen Stollen, kommt garnicht mehr dazu, Widerstand zu leisten. In wenigen Minuten ist die erste Linie genommen. Staunend sehen die Stürmer zahllose abblasfertige Gaszylinder in der Stellung eingebaut. Gefangene Blauröcke eilen über das Niemandsland, auf dem das französische Sperrfeuer tobt, den deutschen Linien zu. Aber rollendes Gewehrfeuer aus der zweiten und dritten Stellung zeigt den Angreifern, daß der Franzose hier zu hartnäckigem Widerstand entschlossen ist.

Auf Höhe 185 befindet sich der Bataillonsgefechtsstand. Um den Unterstand tanzt und brodelt die Erde unter den Einschlägen der 21 er Mörsergranaten. Vergebens versucht der Stab Verbindung mit den vorderen Kompagnien zu erreichen. Die Telefonleitungen zu den Kampfstellungen sind zerrissen. Der Capitaine hat mehrere Meldeläufer und schließlich seinen Ordonnanzoffizier in die Stellungen geschickt, aber niemand ist bisher zurückgekehrt. Die telefonische Verbindung nach hinten ist noch nicht abgerissen. Regiment, Brigade, Division rufen aufgeregt an. Der Bataillonskommandeur kann nur melden, daß in den ersten Linien ein heftiger Infanterie-

kampf im Gange ist, aber noch jede Uebersicht über die Tiefe des deutschen Einbruchs fehlt. „Aushalten", ruft der Regimentskommandeur durch die Leitung, „Gegenstoßreserven sind alarmiert und rücken im Eilmarsch heran". Während dieses Gespräch stattfindet, das Hilfe in äußerster Not zusagt, haben die deutschen Stoßtrupps auf der Ostseite der Höhe die obere Hangstellung durchbrochen und sind aus der Flanke in stürmischem Vordringen auf die Höhenkuppe. Krachende Handgranaten zeichnen ihren Weg.

Ein verwundeter Sergeant, mit knapper Not dem Nahkampf entronnen, schleppt sich mühsam am Gefechtsstand des Bataillonsstabes vorüber. „Die Deutschen sind da", ruft er keuchend dem Signalposten zu, dann hastet er weiter. Mit wenigen Sätzen ist der Posten die steilen Treppenstufen hinuntergesprungen. Seine Alarmmeldung ruft im ersten Augenblick einen wilden Tumult hervor. Offiziere, Melder, Telefonisten, in den engen Unterstandsräumen zusammengedrängt, springen hoch. Wirre Rufe ertönen, unverständliche Befehle schallen durcheinander, bis die scharfe Stimme des Capitaine Ruhe schafft.

„Karten und Papiere sofort verbrennen", sagt er kalt, „alle Mann heraus und den Graben besetzen!"

Aber es ist schon zu spät. In dem Augenblick, als der Adjutant zu dem eisernen Ofen springt und einige Leute mit hastig zusammengerafften Waffen die Stollentreppe hochklimmen, ertönen von oben wilde Rufe: „Franzmann 'raus!" Dazwischen eine schneidende Kommandostimme: „Rendez-vous" — „Ergebt Euch!"

Instinktiv reißt der erste Franzose auf der Stollentreppe das Gewehr an die Backe, aber schon fliegen eine, zwei Stielhandgranaten in den Stollenhals. Der vorderste Mann ist zerrissen, die anderen sind in den Unterstand zurückgeschleudert. Der Luftdruck hat das Licht verlöscht. Beizender Qualm dringt durch die Dunkelheit. Fluchend tastet der Adjutant nach seiner Taschenlampe, um das Ofenloch zu finden. Aber die Sieger oben im Graben sind erfahrene Stoßtruppler. Mit der Witterung alter Soldaten fühlen sie, daß hier ein besonders guter Fang lockt. Keine Sekunde darf verloren gehen. Eierhandgranaten werden abgerissen und rollen durch das aus dem Unterstand ragende Ofenrohr hinunter. Drei Sekunden, vier Sekunden, fünf Sekunden — Bruch! Stöhnend sinkt der

Adjutant in sich zusammen, ein Stück des zersplitterten eisernen Ofens ist ihm in die Brust gedrungen. Schreiend wälzen sich Verwundete und Unverwundete — halb erstickt — in der Dunkelheit am Boden. Dann stürzen sie, die Hände hoch, mit verzerrten Gesichtern die Treppe hinauf.

Schon ist auf Befehl des Stoßtruppführers ein Unteroffizier mit mehreren behenden Leuten in den qualmenden und glimmenden Unterstand gestiegen, und sie raffen zusammen, was an Karten, Skizzen und Schriftstücken aller Art zu entdecken ist. Eine mit Papieren vollgepfropfte Tasche finden die Musketiere in den verkrampften Händen des toten Adjutanten ...

Der verwegene Stoßtrupp, der als erster die Höhe 185 hochgestiegen ist und den französischen Bataillonsgefechtsstand ausgeräuchert hat, ahnt garnicht, welch ein glänzender Fang ihm gelungen ist. Der Capitaine, mit seinem Stabe sofort unter Bedeckung zurückgebracht, wird von den zahlreichen Gefangenen — die Gesamtbeute beträgt 21 Offiziere und 864 Mann — als einer der ersten verhört. Im Stabsquartier der Division tritt der Capitaine dem Dolmetscheroffizier gegenüber.

„Ihr Name?"

„Ich heiße Capitaine Nivelle!"

Der deutsche Offizier kann nur mit Mühe seine Ueberraschung verbergen. „Sind Sie ein Verwandter des französischen Generalissimus?" fragt er mit erzwungener Ruhe.

„Ich bin der Neffe des Generals Nivelle", entgegnet der Franzose.

„Unser Angriff scheint, nach den zahlreichen Gaszylindern in Ihren Gräben zu urteilen, einem französischen Ueberfall knapp zuvorgekommen zu sein?" fragt der Dolmetscher.

„Ich verweigere jede weitere Aussage", erklärt der Capitaine fest.

„Daran kann ich Sie nicht hindern", sagt der deutsche Offizier, „was wir wissen wollen, werden wir schon von den übrigen Gefangenen erfahren." Der Capitaine wird von der Wache herausgeführt.

Aus dem Nebenzimmer des Dolmetschers tritt eilig der erste Generalstabsoffizier der Division.

„Diesmal sind wir nicht auf die zweifelhaften Aussagen der Gefangenen angewiesen", sagt er jovial zu seinem Kameraden. „Wir

wiſſen jetzt ſchon mehr, als uns hundert zungenfertige Schangels erzählen können."

„Sind wichtige Schriftſtücke erbeutet?" fragte der Dolmetſcheroffizier begierig.

„Jawohl, ein Befehl der II. franzöſiſchen Diviſion![1] Gefunden in dem Gefechtsſtand Ihres ſtörriſchen Capitaine. Ein wunderbar klarer Befehl! Offenſive findet an der Aisne ſtatt. Genaue Anweiſungen über Ziel der Offenſive und das neue Angriffsverfahren der Franzoſen ſind gleichfalls mit erfriſchender Deutlichkeit angegeben", lacht der Generalſtabshauptmann, ſich die Hände reibend. Die Papiere, die durch das blitzſchnelle Zupacken einiger entſchloſſener Stoßtruppler in die Hände der Deutſchen gefallen ſind, ſtellen für die Oberſte Heeresleitung einen unſchätzbaren Wert dar. Bis auf den mit Sicherheit angenommenen engliſch-franzöſiſchen Angriff an der Somme tappte das deutſche Hauptquartier bisher noch völlig im Dunkel, an welcher Stelle die franzöſiſche Hauptoffenſive ſtattfinden ſollte. Mit einem Schlage iſt jetzt der gigantiſche Plan eines konzentriſchen Zangenangriffes zwiſchen Arras und der Champagne bloßgelegt. Da der Stoß an der Somme durch den ſchon in Vorbereitung befindlichen Rückzug pariert wird, können jetzt, wo der Schleier der franzöſiſchen Hauptoffenſive zerriſſen iſt, die deutſchen Heeresreſerven in aller Ruhe hinter der Aisne-Champagnefront bereitgeſtellt werden.

Seltſame Wege wandelt die launiſche Fortuna. Oft genug kehrt ſie den verwegenſten Stürmern den Rücken und läßt allen Opfermut, alles Draufgängertum vergebens gegen das Feuer eines wachſamen Feindes anrennen und dann wieder ſpendet ſie Glück mit vollen Händen. So ſollte auch dieſer ſeltene Fang auf der Champagnehöhe 185 nicht der einzige ſeiner Art bleiben, den deutſche Stoßtrupps ſich vor dem Losbrechen der großen Offenſive aus den franzöſiſchen Gräben holten.

Weſtpreußiſche Regimenter hat der Krieg in die Stellungen nördlich von Reims zwiſchen Fort Brimont und Sapigneul geführt. Sie kommen von der Somme und vom Toten Mann und

[1] Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen. — Kämpfe der Heeresgruppe Kronprinz. Herausg. vom Feldpreſſequartier.

ſind glücklich, in einer feſt ausgebauten und ruhigen Stellung ihre Wunden vernarben laſſen zu können.

Aber ſchon in den letzten Märztagen iſt es mit der Ruhe vorbei. Der Franzoſe, deſſen vordere Linien in langem flachen Bogen über den Aisne-Marne-Kanal ſtoßen, entfaltet eine verdächtige Tätigkeit. Zahlreiche neue Feſſelballons ſind am ſüdlichen Himmel erſchienen und beobachten mit Argusaugen das deutſche Hintergelände. Das Artilleriefeuer nimmt von Tag zu Tag an Stärke zu. Schweres Flachfeuer ſchlägt nächtlich auf die Straßenkreuzungen und in die Dörfer und ſchreckt die Ruhebataillone aus ihren Quartieren. An den markanten Punkten des Stellungsſyſtems, beſonders auf dem Höhengelände, iſt planmäßiges Einſchießen unverkennbar. Das anhaltende nächtliche Bahn- und Wagengeraſſel verſtärkt den Eindruck, daß der Franzoſe zum Großangriff rüſtet.

Der deutſche Diviſionskommandeur iſt ſich des ernſten Riſikos völlig bewußt, das ein Sturmunternehmen in dieſem fortgeſchrittenen Stadium der franzöſiſchen Offenſivvorbereitungen laufen muß. Es iſt klar, daß die maſſierte feindliche Artillerie mit der Wachſamkeit eines Luchſes auf der Lauer liegt, um jeden deutſchen Störungsverſuch im Keime zu erſticken. Trotzdem aber entſcheidet ſich der Diviſionskommandeur zu einem tief angelegten Vorſtoß in die franzöſiſchen Stellungen, um die Angriffsarbeiten zu zerſtören.

Der 4. April dämmert herauf. Wie in den letzten Tagen ſetzt alsbald mit der zunehmenden Sicht das unruhige Spiel der franzöſiſchen Artillerie ein. Die Stoßtrupps ſind ſchon in der Nacht vorher in die Sturmausgangsſtellungen gezogen und harren in den Unterſtänden ihrer Stunde. Die Söhne der Weichſelniederung fühlen mit dem Inſtinkt alter Krieger, daß ihnen diesmal ein ſehr ſchwerer Gang bevorſteht. Aber der letzte Mann weiß, worum es geht, und iſt zum äußerſten entſchloſſen.

Zwei Stunden lang legt am Nachmittag die deutſche Artillerie ſchweres Zerſtörungsfeuer auf die franzöſiſchen Gräben. Es geht auf die letzten Minuten zu. Jeder einzelne von den um die Sturmleitern gedrängten Stoßtrupplern erlebt die aufpeitſchenden, unvergeßlichen, letzten Sekunden vor dem Sturm. Die Offiziere blicken ſtarr auf das Leuchtzifferblatt der Uhr. Noch zehn, noch

fünf Sekunden, noch eine Sekunde — los! Schrille Pfeifensignale ertönen, und schon stürzen die Sturmtrupps über die Brustwehr. Aber der Franzose läßt sich hier nicht so überraschen, wie noch vor wenigen Wochen in Frost und Eis auf der Höhe 185. Kaum sind die ersten Stahlhelme im Niemandsland aufgetaucht, da flammt schon, von hochzischenden Notsignalen herbeigezaubert, vor den Drahtverhauen die flammende Rauchwand des Sperrfeuers auf. Noch im Qualm der letzten Mineneinschläge sprüht bereits das erste Maschinengewehrfeuer hinter den französischen Grabenwehren hervor. Flintenschüsse peitschen durch die Luft. Einige Stoßtrupps sind schon im eigenen Graben von Volltreffern gefaßt, einige sind in die Garben des Maschinengewehrfeuers geraten und in den Granattrichtern festgenagelt. Aber die Masse der Stürmenden unterläuft das Feuer, zwängt sich in windendem Lauf durch das halbzerstörte Drahtverhau und bahnt sich im Nahkampf den Weg durch das französische Stellungssystem.

Die Westpreußen sind zunächst auf das 3. Zuavenregiment, eine Elitetruppe, gestoßen. Ihr Widerstand ist von äußerster Erbitterung getragen. Aber die Stoßtrupps lassen nicht locker. Schon nähern sich ihre Flanken dem Kanalufer und drohen die in der Mitte kämpfenden französischen Kompagnien abzuschneiden.

Der Kommandeur des vorn eingesetzten Zuavenbataillons hat an diesem Tage einen wichtigen Befehl vom Regimentsstab zugeschickt bekommen. Er hat den Auftrag, dieses Schriftstück nach Kenntnisnahme sofort wieder zurückzusenden. In dem Geheimbefehl sind die Angriffsstreifen von fünf französischen Divisionen vor dem Fort Brimont bis ins Kleinste festgelegt, desgleichen das technische Zusammenwirken der Feuerwalze mit der Infanterie und die Angriffsziele für die ersten beiden Tage der Offensive. Der Capitaine, beunruhigt durch das schwere deutsche Feuer, befiehlt aus seinem Stabe den zuverlässigsten Mann, einen alten Offizierstellvertreter, zu sich.

„Es ist möglich, daß der Feind angreift, Sergeantmajor", sagt er hastig. „Sie bringen diesen Befehl sofort zum Regimentsstab. Halten Sie sich nirgends auf. An diesem Befehl hängt das Schicksal von 50 000 Menschen."

Der alte Troupier salutiert mit unbeweglichem Gesicht und macht

kehrt. Oben auf der Stollentreppe wartet er einen Augenblick die nächsten Einschläge ab, dann stürzt er davon. Die Gräben sind vom stinkenden Qualm der Explosivgase durchzogen. Krachende Einschläge springen neben dem Laufgraben auf. Der Mann rennt, was die Lungen hergeben. Er springt über eingeschossene Schulterwehren, stolpert über zerrissene Kabelleitungen, preßt sich bei einem allzudichten Einschlag im Bruchteil einer Sekunde gegen die Grabenwand und keucht weiter dem rettenden Kanalufer zu. Er weiß, daß er nicht nur um sein Leben rennt, sondern das Schicksal von Zehntausenden bei sich trägt.

Ein knappes Dutzend Meter vor einem rückwärtigen Maschinengewehrstand — der Posten ist, an die Grabenböschung geduckt, schon zu erkennen — bricht vor dem Offizierstellvertreter, durchzuckt von einer langen Stichflamme, die Erde in einer schwarzen Fontaine auf. Der Mann will noch schreien, will den Posten rufen, aber nur ein gurgelnder Laut bricht aus seiner Kehle, dann stürzt er zu Boden. Träge streicht der dunkle Qualm der schweren Granate über den Körper des Toten.

Der Maschinengewehr-Posten hat den einzelnen Mann wohl kommen sehen, bis das Ungetüm von Granate im Graben saß. Jetzt sieht er nichts mehr von ihm, wahrscheinlich wird es ihn erwischt haben. Der Posten hat gar keine Zeit, sich um das Schicksal dieses Mannes zu kümmern. Er hat Wichtigeres zu tun. Seine Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß die Besatzung rechtzeitig mit der Kugelspritze auf Deck kommt, wenn die Deutschen nahen.

Da kommen sie auch schon! Geduckt, mit scharfen Augen den Feind suchend, springen die sehnigen feldgrauen Gestalten von Schulterwehr zu Schulterwehr. Schon sind die ersten über den Toten, der steif und starr quer im Graben liegt, hinweggestiegen. Da rattert das Maschinengewehr hinter der Barrikade los und kämmt eine Strecke des Laufgrabens mit seiner Feuergarbe ab. Mit der Gewandtheit von Raubkatzen sind die Stoßtruppler in den toten Winkel zurückgesprungen. Handgranaten fliegen dem neuen Feind entgegen, und in dem Qualm der Explosionen verliert der Richtschütze sein Ziel. Hoch über den Graben hinaus flackert unruhig die nächste Garbe. Diesen günstigen Augenblick benutzen zwei Mann und ziehen blitzschnell den toten Franzosen in den schützenden Winkel.

Dieſe erfahrenen Soldaten wiſſen, daß auch ein toter Feind wertvolle Dinge bergen kann. „Durchſucht ihn", ſagt der Leutnant ſchnell, „aber laßt ihm ſeine Orden." Mit wenigen Griffen ſind dem Toten die Regimentsabzeichen abgetrennt und die Rocktaſchen durchſucht.

„Ein Papierchen, Herr Leutnant", ſagt ein Mann in ſeiner breiten weſtpreußiſchen Mundart.

Mit dem Schulfranzöſiſch des Leutnants iſt es nicht weit her, aber ſoviel ſieht er aus dem Schriftſtück, daß von Armeekorps und Diviſionen und Attacken die Rede iſt. Das ſcheint ja ein Bombenfund zu ſein. Der Leutnant muſtert eilig ſeinen Trupp. Eigentlich kann er hier kein einziges Gewehr entbehren, aber es geht um größere Dinge. Die Kugelſpritze hinter der Barrikade zu erobern, iſt nicht ſo wichtig, wie die Sicherſtellung dieſes geheimnisvollen Schriftſtücks. Er wendet ſich zu ſeinem älteſten Unteroffizier:

„Sie laufen mit dieſem Papier ſofort zurück, laufen durch bis in unſere Stellungen und übergeben das Schriftſtück perſönlich dem Regimentskommandeur. Ein Mann folgt Ihnen in einigem Abſtand, aber mit ſtändiger Augenverbindung. Werden Sie abgeſchoſſen, übernimmt der Mann ſofort die Meldung weiter!" Die beiden Männer eilen fort.

Der Beutebefehl erregt im Stabsquartier der Diviſion ungeheuren Jubel. Er allein iſt zehnmal mehr wert als die 900 Gefangenen von vier verſchiedenen Regimentern, die von den Stoßtrupps eingebracht ſind, er iſt mehr wert als die Zerſtörung der franzöſiſchen Angriffsvorbereitungen an dieſer Frontſtelle und rechtfertigt die ſchweren Verluſte der Stürmer, die an Toten und Verwundeten 450 Mann eingebüßt haben.

Dem Jubel in den deutſchen Stabsquartieren entſpricht das Entſetzen im franzöſiſchen Lager, als ſich die Führung nach dem Rückzug der deutſchen Stoßtrupps über den Verluſt dieſes wichtigen Dokumentes klar wird. Der Kommandeur des Zuavenbataillons, der den Kampf überſtanden hat, ſtellt mit Entſetzen feſt, daß der Offizierſtellvertreter mit dem Geheimbefehl nicht im Regimentsgefechtsſtand eingetroffen iſt. Man findet ihn bei der Säuberung der Gräben einſam und ſtumm im nächtlichen Dunkel nicht weit von der Barrikade liegen. Seine Rangabzeichen ſind abgeſchnitten,

ſeine Taſchen leer. Von dem Geheimbefehl iſt keine Spur zu entdecken. Kein Zweifel, daß er in die Hände der Deutſchen gefallen iſt.

Niedergeſchlagen meldet der Armeeführer, General Mazel, dieſen verhängnisvollen Verluſt dem Generaliſſimus. Aber Nivelle nimmt den Vorfall nicht ſo tragiſch. „Laßt ſie ruhig mit dem Gewehr an der Backe lauern", ſagt er zu ſeinem Stabe, „unſer Trommelfeuer wird nicht viele übrig laſſen, die noch zum Schuß kommen". Dem Kriegsminiſter von dieſem unangenehmen Zwiſchenfall etwas mitzuteilen, hält Nivelle nicht für notwendig. Der franzöſiſche Heeresbericht vom 5. April meldet: „Im Nordoſten von Reims haben die Deutſchen erfolglos unſere Linien angegriffen."

* * *

Weder die franzöſiſche Armee noch das Volk ahnen in dieſen Tagen auch nur das Geringſte von der ſchweren Vertrauenskriſe zwiſchen Nivelle und ſeinen Generalen, von den ſchwerwiegenden Folgen des Hindenburg-Rückzuges oder gar von dem Verluſt wichtiger Geheimbefehle. Der nach dem ruhmloſen Ausklang der Sommeſchlacht durchgebrochene Peſſimismus und Zweifel der Oeffentlichkeit an einem glücklichen Ausgang des Krieges iſt mit der Ernennung Nivelles und den ganz offen betriebenen Offenſivrüſtungen einem Begeiſterungstaumel gewichen. Nivelles Siege vor Verdun haben bereits legendäre Geſtalt angenommen, die ihn allein in den Augen der Maſſe zu dem „Mirakel des Sieges" befähigen.

Ein ebenſo geſchicktes wie ſkrupelloſes Propagandaſyſtem iſt mit Erfolg bemüht, dieſe Stimmung im Volke bis zur Siedehitze zu ſteigern. In Wort und Schrift, in der Photographie und im Film wird dem letzten Poilu und dem letzten Bürger Frankreichs eingehämmert, daß es diesmal nur noch einer einzigen Anſtrengung bedürfe, um den Marſch über den Rhein anzutreten. Die Tageszeitungen ſind ſpaltenlang angefüllt mit Beſchreibungen über die an das Phantaſtiſche grenzenden Vorbereitungen der alliierten Armeen, die illuſtrierten Blätter bringen Bilder über Bilder von Rieſengeſchützen und feuerſpeienden Tanks, die den „Boches" endgültig den Garaus machen ſollen, und auf der weißen Leinewand in den

Kinotheatern erscheinen unter der flammenden Ueberschrift „A la bajonette! En avant!" die stahlhelmbewehrten Sturmhaufen der französischen Infanterie vom rasenden Beifallsklatschen des Publikums begrüßt.

Den deutschen Rückzug von der Somme stempelt die Propaganda als den Anfang vom Ende. Da die Presse nicht mit Gefangenen oder anderen Beuteziffern aufwarten kann, greift sie zu dem bewährten Rüstzeug der Greuellügen. Hunderte und aber Hunderte von Dörfern in Nordfrankreich sind im Trommelfeuer der englischen und französischen Artillerie vom Erdboden vertilgt worden, aber jetzt wird jedes beim Hindenburg-Rückzug zerstörte Haus, jeder gefällte Baum und verschüttete Brunnen zu einer glühenden Anklage gegen die Hunnen und Barbaren, die tollwütig Frankreichs heilige Erde schänden. In Compiègne, dem Ort des französischen Hauptquartiers, sind Anfang April einige Hundert evakuierter Zivilpersonen aus dem Räumungsgebiet eingetroffen. Sie sind von den deutschen Militärbehörden sorgsam in Noyon gesammelt und dort von französischen Militärbehörden übernommen worden. Es sind Kranke, Greise und kleine Kinder darunter. In Compiègne müssen diese von der ganzen Härte des Krieges getroffenen Menschen nachts in strömendem Regen auf blanker Straße kampieren[1], weil die französischen Behörden in einer unglaublichen Schlamperei und Hilflosigkeit diese Aermsten der Armen einfach ihrem Schicksal überlassen. Sieben fieberkranke Frauen und Kinder finden in der vom Regen und Schnee gepeitschten Aprilnacht ein erbärmliches Ende. Sogar diese unglücklichen Opfer französischer Behörden müssen für die Greuelpropaganda herhalten, um die Wut des Volkes aufzupeitschen. So ist in monatelanger Arbeit ein Taumel erzeugt worden, wie ihn Frankreich seit den Augusttagen 1914 nicht mehr erlebt hat.

In den ersten Apriltagen hat die Stimmung in Heer und Volk eine kaum mehr erträgliche Spannung erreicht. Auf der Straße, in den Kaffeehäusern, am Dorfbrunnen und im Familienkreise bildet die jeden Tag erwartete Offensive das Gespräch des Tages. Als am 6. April, dem Karfreitag, die Artillerieschlacht vor Arras und an der Aisne losbricht, als bis Paris jenes die Luft erschütternde Dröh-

[1] Pierrefeu: a. a. O.

nen vernehmbar ist, hält ganz Frankreich den Atem an. Nacht für Nacht flammt der Horizont in einem gewaltigen Feuerbogen, in dem die ununterbrochenen Abschüsse und Einschläge in einem einzigen dumpfen Trommelwirbel zusammenfließen.

* * *

Die deutschen Höhenstellungen auf dem Rücken von Vauxaillon, dem Chemin des Dames, dem Winterberg bis Berry au Bac und den Champagnebergen bei Moronvillers sind auf vierzig Kilometer Breite in eine dichte Wolke von Qualm und Rauch gehüllt, aus der in unablässiger Folge lange, gelblich-rote Stichflammen schießen. Einschlag liegt bei Einschlag. Es ist, als ob die Erde schwärt und in Bewegung geraten ist. Auf den vordersten Infanterielinien liegt pausenloses Feuer. Sehr schnell schält sich aus dem scheinbaren Chaos des entfesselten Feuerwirbels das planmäßige Vernichtungschießen. Während der Hagel der leichten Granaten die Gräben abkämmt, die Anmarschwege und Laufgräben verschüttet und unpassierbar macht, suchen Torpedominen von zwei Zentner Gewicht und Brandminen, gefüllt mit ätzender Flüssigkeit, die Unterstände und Stollen der Grabenbesatzungen einzudrücken und zu zerquetschen. Ihre Detonationen sind von einer unheimlichen Rasanz, ihre Durchschlagskraft von ungeheurer Wucht. Wenn diese Minen auf dem absteigenden Ast ihrer Geschoßbahnen fauchend vom Himmel stürzen und die Unterstände bei jedem Einschlag schaukeln wie eine Nußschale auf hoher See, dann legt sich auch dem Kaltblütigsten ein atembeklemmender Druck auf die Brust.
Für die Angriffsfront stehen allein eine Million dieser schweren Minen zur Verfügung, das bedeutet fünfundzwanzig dieser Sendboten der Hölle auf den laufenden Meter Graben. Um die Vernichtung zu vollenden, bringt der Feind auch schwerste Eisenbahngeschütze gegen die vorderen Linien ins Feuer. Mit wahrhaft infernalischem Geheul kommen die 30,5 und 34 cm-Granaten herangegurkelt, und Gnade Gott dem Unterstand, auf dem diese mannshohen Preßstahlgeschosse als Volltreffer liegen. Hier bleibt nichts weiter zu tun, als ein windschiefes Kreuz auf ein Massengrab zu setzen.
Erbarmungslos wütet dieses Trommelfeuer. Es schont weder die

Lebenden noch läßt es den Toten ihre Ruhe. Inmitten der von Kameradenhand liebevoll gepflegten Kriegerfriedhöfe von Vailly und Soupir ſpringen die Qualmſäulen ſchwerer Haubitzgranaten auf und zerreißen die Gräber, in denen Söhne brandenburgiſcher Erde ſeit 1914 den letzten Schlaf tun. In den idylliſchen Waldfriedhöfen bei Chivy und Ailles ſplittern die Grabkreuze, und auf dem Chemin des Dames werden die Gebeine weſtfäliſcher Musketiere bloßgelegt.

An den vom Feind abgelegenen ſteilen Nordhängen des Chemin des Dames liegen die deutſchen Infanteriereſerven in tiefen tunnelartigen Unterſtänden gedeckt. Auf dieſen Nordhängen tobt das konzentrierte Feuer der ſchweren franzöſiſchen Artillerie. Nicht umſonſt haben wochenlang die Fliegerſtaffeln mit ſcharfem Auge und dem untrüglichen Blick der Kamera die Zugänge zu dieſen Tunnels geſucht. Sie haben genug geſehen, um eine gute Feuerleitung zu ſichern, und ſo brodelt und dampft die aufgewühlte Erde im Umkreis dieſer lebenswichtigen Stützpunkte.

In den Tunnels herrſcht eine Atmoſphäre zum Erſticken. Die verbrauchte Luft zahlreicher Menſchen vereinigt ſich mit dicken Fetzen ſchwarzen Blacks, ſtinkenden Exploſionsgaſen und den übelriechenden blutigen Verbänden der Verwundeten zu einem kaum erträglichen Dunſt. Soweit es bei dem Feuerſturm überhaupt möglich iſt, werden die hilfloſen Schwerverwundeten aus den vorderen Linien in die Tunnels geſchafft. Bis zum Umſinken arbeiten die Aerzte bei dem trüben Schein der Talgkerzen und flackernden Karbidlampen, ohne auch nur die ärgſte Not ſtillen zu können. Oft genug bringt der Luftdruck eines donnernden Einſchlags die Lichter zum Erlöſchen. Dann hallen die Schreie der hochgeſchreckten Schwerverwundeten durch die Finſternis, eine harte Nervenprobe für die geſunden Kämpfer. Aber die Männer, die in dieſen vom Blutdunſt und verweſenden Fleiſch verpeſteten Höhlen die Stunden, die Tage und die Nächte zählen, ſind noch glücklich zu ſchätzen gegenüber ihren Kameraden in den vorderen Linien, die halb betäubt in kümmerlichen Deckungen oder aus verſchütteten Unterſtänden herausgeſchoſſen im Trichterfeld mit dem Gefühl völliger Wehrloſigkeit dieſer Orgie der Vernichtung ausgeliefert ſind.

* * *

Unendlich langsam schleicht die Zeit dahin. Stunden dehnen sich zur Ewigkeit, und als der Karfreitag dem Ostersonnabend gewichen ist, und der Ostersonntag mit Sturm und Schneewehen heraufdämmert, ohne daß die Wut des Feuers nachgelassen hat, glauben die Männer in den deutschen Stellungen um Jahre gealtert zu sein. Alles Vergangene ist in diesen Stunden abgestreift. Sie haben Mann für Mann mit dem Leben abgeschlossen. Wenn irgend einer das Wort „Ostern" ausspricht, so sehen sie sich mit Augen an, die aus einer fremden Welt zu kommen scheinen. Ostern? Hat es so etwas jemals gegeben? Glockenläuten, erstes Frühlingsgrün vor den Toren der Stadt, festlich gekleidete Menschen, singendes Jungvolk bei Spiel und Tanz? Hier gibt es nur schwelende, rauchende Trichter, in denen das keimende Grün ausgetilgt ist, und wo einmal blühende Wälder standen, ragen schwarzverbrannte Stümpfe über zerstampftem und verfilztem Unterholz. In diesem schauerlichen Totentanz kommen keine Gedanken an frohe Feiern und Festesfreuden auf, hier sind alle Sinne nur auf das Heulen und Krachen der Geschosse, das Zischen der Splitter, das Puffen der Gasgranaten eingestellt, und die Gedanken kreisen einzig und allein um den Augenblick, wo der Feind zum Sturm ansetzt.

Schon am dritten Tage des französischen Trommelfeuers sind die vorderen deutschen Linien nicht mehr als Stellungen zu erkennen. Dort, wo sich einst ein dichtes Grabennetz mit Schulterwehren, Schützenauftritten und Maschinengewehr-Bastionen hinzog, wo tiefe Drahthindernisse jeder Ueberraschung spotteten, reiht sich jetzt Trichter an Trichter. Zerfetzte Drähte, eingestürzte Grabenwände, zersplitterte Balken und geborstenes Eisen geben noch schwache Anhaltspunkte für den Verlauf der ehemaligen Linien.

In der Nacht, wenn die erschöpften französischen Kanoniere ihre glühenden Rohre abkühlen lassen und das Feuer sich schärfer auf das Hintergelände, die Anmarschstraßen der Kolonnen und Feldküchen konzentriert, erwacht zwischen den Trümmern der deutschen Stellungen ein gespenstisches Leben. Aus den verschütteten Deckungen krauchen graue Gestalten, die sich nach den Verwüstungen des Tages kaum mehr in ihrem eigenen Graben zurechtfinden und in fieberhafter Eile an die Aufräumungsarbeiten herangehen. Doppelposten steigen in die Trichter und spähen in das finstere Niemands-

land, und dann quillt aus den Unterſtänden der Strom der Verwundeten, die wankend und ſich gegenſeitig ſtützend im Dunkel der Nacht den Weg zu den Verbandsplätzen ſuchen. Ihnen folgen, in Zeltbahnen eingewickelt und von je zwei Mann mühſam durch das Gewirr der Gräben und Trichter geſchleppt, die ſchon im Delirium lallenden Schwerverwundeten. Während vorn jede Hand zupackt, um die Stellung wieder verteidigungsfähig zu machen und Offizier und Mann ſchweißtriefend mit Spaten und Spitzhacke um ihr Leben graben, keuchen von hinten ſchwer beladene Eſſenholertrupps und Materialträger von den Reſervekompagnien durch das zerſtampfte Feld. Manche Kompagnien warten in dieſen Nächten vergeblich auf Verpflegung, und der letzte Kanten Kommisbrot muß geſtreckt werden. Dann hat der Eſſenholertrupp irgendwo im Trichterfeld durch einen Schrappnellhagel oder im Sprengkegel einer ſchweren Granate ſein Ende gefunden.

Wenn dann der Morgen graut und die Nebel ſteigen, ſetzt das Toſen der Artillerieſchlacht wieder mit voller Gewalt ein. *Tag um Tag.* Der Franzoſe kann ſich Zeit laſſen. Nicht umſonſt arbeiten die Waffenfabriken der Welt bis zur Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit für die Entente, nicht umſonſt hat Nivelle Berge von Munition anfahren laſſen, um endlich den Siegeslorbeer zu pflücken. Nach franzöſiſchen Berechnungen entfallen bei dieſer gigantiſchen Artillerieſchlacht *auf jeden laufenden Meter* der deutſchen Gräben 407 Kilo Feldgranaten und 705 Kilo ſchwere Granaten, nicht eingerechnet die Torpedo- und Grabenminen.

* * *

Der franzöſiſche Generalſtab hatte die Grundzüge der Offenſive auf den Erfahrungen der Sommeſchlacht 1916 aufgebaut, und die wichtigſten Erfahrungen dieſer ſechsmonatigen Kampfepoche gipfelten in der Erkenntnis einer hoffnungsloſen Unterlegenheit der deutſchen Armee an Artillerie, Fliegern und anderen unentbehrlichen techniſchen Kampfmitteln. Dieſe Erkenntnis war *richtig*. Die artilleriſtiſche Ausrüſtung der Großkampffronten an der Somme war in der unſeligen *Aera Falkenhayn* derart vernachläſſigt worden, daß im Sommer 1916 bei einem Kräfteverhältnis 1:12 auch dem opfervollſten Einſatz deutſcher Batterien jede Gegenwirkung verſagt

blieb. Noch ſchlimmer ſah es mit der Fliegerwaffe aus. Während am weſtlichen Himmel ſich Ballon an Ballon reihte, waren die deutſchen Feſſelballone unter den Brandgeſchoſſen feindlicher Jagdflieger in Flammen aufgegangen und die deutſche Front erblindet. Ungeſtört konnten die engliſchen und franzöſiſchen Geſchwader Stunden um Stunden wie Raubvögel über den deutſchen Linien kreiſen und in reibungsloſer Zuſammenarbeit mit ihrer Artillerie auf jedes erkennbare Ziel ſofort zuſammengefaßtes Feuer leiten. Als neueſtes Kampfmittel hatte der Feind Schlachtgeſchwader ins Feld geführt, die in tiefem Gleitflug heranbrauſend ſich mit Maſchinengewehrfeuer und Kettenbomben auf die vom Trommelfeuer zerriſſenen Linien der deutſchen Infanterie ſtürzten, bei der das Gefühl völligen Verlaſſenſeins eine ſchwere moraliſche Kriſe hervorrief.

Was nützte es, daß ſich die wenigen deutſchen Kampfſtaffeln unter Führung eines Boelcke immer wieder in todgeweihtem Fluge den Gegnern entgegenwarfen? Sie konnten weder der Maſſe der feindlichen Flieger den Einblick in die deutſchen Linien verwehren, noch überhaupt mit ihren 80-pferdigen Fokkermaſchinen den techniſch weit überlegenen 140-pferdigen Nieuport- und Spadeinſitzern beikommen. Der Engländer und Franzoſe hatte die unumſchränkte Herrſchaft in der Luft an ſich geriſſen. Mit Strömen edelſten Blutes mußte die Blüte des deutſchen Heeres das grobe Verſagen Falkenhayns in den entſcheidenden Fragen der techniſchen Kriegführung wettmachen, um im Sommer 1916 eine furchtbare Kataſtrophe zu verhindern.

Der franzöſiſche Generalſtab war aber einem verhängnisvollen Irrtum verfallen, als er die Verhältniſſe von der Somme der Frühjahrsoffenſive 1917 zu Grunde legte. Die Aera Falkenhayn war mit dem Spätſommer 1916 abgeſchloſſen, und die neue Oberſte Heeresleitung Hindenburg-Ludendorff hatte mit eiſerner Energie die Verſorgung der Front mit techniſchen Kampfmitteln in die Wege geleitet. Die Mobilmachung der Heimat durch das Hindenburgprogramm hatte die brachliegenden Energien an entſcheidender Stelle eingeſetzt, und wenn auch an einen Ausgleich mit dem Materialüberfluß des Gegners nicht zu denken war, ſo erreichte doch die Herſtellung von Geſchützen und Munition und der Bau von

Flugzeugen Ziffern, die noch wenige Jahre vorher in das Reich der Phantasie verwiesen worden wären.

Die Führer der französischen Angriffsarmeen, die aus den einlaufenden Meldungen gespannt den Verlauf der Artillerieschlacht verfolgen, müssen schon in den ersten Tagen des Trommelfeuers mehrere überraschende Feststellungen treffen. Entgegen allen Erwartungen[1] entwickelt die deutsche Artillerie trotz anhaltender Vergasung und konzentrischer Beschießung mit schwerstem Geschütz eine überaus kräftige Gegenwirkung. Kurze aber starke Feuerwellen legen sich über die französischen Gräben, schweres Flachfeuer schlägt weit hinein in die überfüllten Etappenquartiere, und in den erkannten französischen Batteriestellungen bersten die Brisanzgranaten, werden die Kanoniere durch Grünkreuzgas unter die Maske gezwungen, die sie unter den durchdringenden feinen Spritzern des Blaukreuzgases, verzweifelt nach Atem ringend, wieder abreißen, um dann in den giftigen Schwaden kampfunfähig über die Lafetten zu stürzen. Eine französische Division muß schon nach wenigen Tagen bei ihrer Artillerie einen Verlust von 512 Pferden durch Gas und Splitterwunden melden. Ein glänzender Erfolg ist einigen deutschen Fernkampfbatterien beschieden, denen es gelingt, in der Nähe von Vendresse ein französisches Munitionsdepot mit 45000 schweren und schwersten Granaten in die Luft zu sprengen. Diese gigantische Explosion, bei der etwa 350 Eisenbahnwaggons Stahl und Sprengstoff hochgehen, schafft auf einige Stunden Luft. Allerdings, verhindern kann die deutsche Artillerie die Zerstörungsarbeit des entfesselten französischen Trommelfeuers nicht, sie kann seine Wirkung nur eindämmen. Aber sie tut, was in ihren Kräften steht, um der schwer leidenden Infanterie das Leben zu erleichtern.

Noch stärker als die überraschende Widerstandskraft der deutschen Artillerie fällt den französischen Stäben der rücksichtslose Einsatz zahlreicher deutscher Flieger auf die Nerven. Statt der neun Jagdstaffeln des Jahres 1916 können jetzt siebenunddreißig deutsche Staffeln an der Westfront eingesetzt werden, und die schwachmotorigen Fokker sind durch 200- und 260-pferdige wendige und steigefähige Maschinen ersetzt, die den modernsten feindlichen Flugzeugen

[1] In den französischen Richtlinien für den Angriff hieß es: „Erfahrungsgemäß antwortet der Feind auf unsere Artillerievorbereitung nur schwach."

überlegen ſind. Der franzöſiſche Flieger, von der Somme her gewöhnt, unangefochten und ungeſtört bei idealſtem Flugwetter die deutſchen Stellungen wie von einer bequemen Luftkutſche aus zu inſpizieren, ſieht ſich an der Aisne bei ſturmartigen Böen zu ſeinem Schrecken von kampfbegierigen deutſchen Jagdfliegern angefallen, die für den deutſchen Erkundungsflieger das Luftfeld frei fegen. Völlig überraſcht von der Wucht der deutſchen Fliegerangriffe und der Stärke der Jagdgeſchwader erleidet der Feind ſchwerſte Verluſte. Während im März 161 Maſchinen abgeſchoſſen werden, ſteigen die Verluſte im April ſprunghaft auf 362 gegen 74 abgeſchoſſene deutſche Flugzeuge. Klagen über Klagen laufen von der Front bei den hohen Kommandoſtellen über die läſtige Tätigkeit der deutſchen Flieger ein. Wie empfindlich damals den Gegner die Angriffskraft der deutſchen Flieger traf, kennzeichnet der franzöſiſche Aviatiker und Kriegshiſtoriker Orthlieb[1] ſehr treffend: „Auf der Gegenſeite finden wir eine Luftwaffe, die ihre Lehren von der Somme ernſt und gründlich ausgewertet hat. Der Feind tritt mit erheblich verſtärkten und techniſch vorzüglich ausgeſtatteten Jagdkräften auf den Plan. Sie ſtören unſere Aufklärungsflugzeuge und Ballone aufs ſchwerſte. Die Rollen ſind jetzt vertauſcht, unſere „Würſte“ (Feſſelballone) ſind es, die jetzt alle paar Augenblicke durch die feindliche Brandmunition in Flammen aufgehen, während wir den deutſchen Ballonen nicht zu Leibe können. Der Deutſche enthüllt ſich als furchtbarer Gegner im Luftkampf. Die Tage ſind zu zählen, an denen er nicht mindeſtens einmal unſere Erkundung ganz oder teilweiſe über den Haufen wirft.“

* * *

Nivelle will am 12. April ſtürmen laſſen. Er hält nach einem 150-ſtündigen Trommelfeuer die deutſche Front für gänzlich zerſchlagen. Um ganz ſicher zu gehen, treiben die Angriffsarmeen am 11. April frühmorgens, in jener Stunde, wo die dunkeln Schatten der Nacht dem erſten fahlen Licht weichen, zahlreiche Stoßtrupps gegen die deutſchen Linien vor. An einigen ſchmalen Stellen brechen die Patrouillen, ohne einen Schuß zu erhalten, bis zu den Trichtern vor, unter denen die ehemalige vorderſte deutſche Linie ver-

[1] Orthlieb: L'aéronautique hier-demain.

schüttet liegt. Hier hat das Vernichtungsfeuer sein Werk vollendet. Aber an der übrigen Front empfängt die Stoßtrupps wütendes Gewehr- und Handgranatenfeuer. Leuchtraketen zischen hoch und erhellen das aufgewühlte Trichterfeld mit magischem Schein, und wo es ihnen, wie den Senegalnegern Mangins, gelingt, in die deutschen Trichterstellungen einzubrechen, da bekommen sie im Kampf Mann gegen Mann die aufgespeicherte Wut der Verteidiger zu spüren, die nach den Tagen dumpfer Wehrlosigkeit den Kampf als eine Erlösung aus kaum mehr ertragbarer Spannung empfinden. Die Beute der Patrouillen ist mehr als dürftig. Sie müssen sogar etliche Dutzend Gefangene in den deutschen Trichterstellungen zurücklassen. Aber das ist nicht entscheidend. Der Zweck der Patrouillenvorstöße ist vollkommen erreicht. Sie haben ergeben, daß die deutsche Infanterie noch zu kräftigem Widerstand fähig ist.

„Sie leben also immer noch", sagt General Mangin bei der Durchsicht der Stoßtruppmeldungen. „Dann wollen wir ihnen noch einige Tage einheizen!" Und diesmal ist es Nivelles alter Kampfgefährte vom Douaumont, der rücksichtslose Draufgänger Mangin, der nachdrücklich eine Verschiebung des Sturmes fordert.

Nivelle willigt ein. Der Tag des Infanterieangriffs wird auf den 14. April verschoben. Nochmals tobt drei Tage und drei Nächte ein irrsinniges Feuer über den deutschen Linien. Dichte Gasschwaden krauchen über das zerfetzte Land. Im Ailette-Tal liegt der milchig-weiße Gassumpf so dicht, daß die Verteidiger der Höhenstellungen von jeder Verbindung nach rückwärts abgeschnitten sind. Unmöglich, durch diesen Gassumpf Verpflegung und Munition nach vorn zu bringen, unmöglich irgend einen Befehl von den Stäben zur Kampftruppe gelangen zu lassen. Aus den vorderen Linien kommende Verwundete brechen in dem verseuchten Gelände mit verzerrten Gesichtern zusammen und finden ein elendes Ende. In den vom Feind erkannten deutschen Batteriestellungen wird das Unterste zu oberst gestülpt. Zertrümmerte Geschütze, tote Kolonnenpferde, umgestürzte Munitionswagen zeugen von der Wut des französischen Feuers. Aber die Kanoniere bleiben dem Feind die Antwort nicht schuldig. Unter die Gasmaske gezwungen, von schweren Einschlägen umbrandet, arbeiten sie schweigend und verbissen. „Batteriesalve — abgefeuert!" Und donnernd bricht es aus

den noch intakten Rohren, fährt mit dumpfen Orgelton hoch durch die Lüfte, um mit greller Stichflamme irgendwo südlich der Aisne krachend zu bersten.

Aber noch ist es nicht genug der Vernichtung. Die fünfzehn deutschen Divisionen, die in vorderster Linie eingesetzt sind, müssen den Kelch bis zur Neige leeren. General Micheler, der Oberstkommandierende der „Heeresgruppe Durchbruch", ist es jetzt, der bei Nivelle eine nochmalige Verlängerung des Zerstörungsfeuers erwirkt. Noch ist die deutsche Artillerie nicht zum Schweigen gebracht, noch hat sie die Kraft zu heftigem Wirkungsschießen, und Micheler will unbedingt sicher gehen. Nur zögernd willigt Nivelle in eine nochmalige Verschiebung ein. Die Engländer stehen schon bei Arras seit fünf Tagen in schwerem Kampf, und den im freien Gelände liegenden Sturmdivisionen setzt die naßkalte Witterung schwer zu. Aber Michelers Einwände sind gewichtig, und so befiehlt Nivelle nach einer letzten, von äußerster Kraft getragenen Artillerievorbereitung endgültig den Sturm für den Morgen des 16. April.

Wenn nach diesen acht Tagen noch eine Steigerung möglich ist, dann bringt sie der 15. und 16. April. Von der vorspringenden Ecke bei Laffaux bis nach Auberive in der Champagne sehen die deutschen Flieger, wenn sie durch die tiefziehenden Schneewolken hindurchstoßen, die Front in einer einzigen grellen, brodelnden Lohe aufflammen. Bis nach der alten Bischofsstadt Laon, drei Marschstunden hinter der deutschen Front, greifen die gierigen Krallen der Schlacht. In den engen, vielfach verschlungenen Gassen, durch welche deutsche Eingreifdivisionen der tosenden Front entgegeneilen, bersten Langrohrgranaten und scheuchen die verstörten Einwohner in die Keller. Schwere Flachbahngeschosse krepieren am Fuß der altehrwürdigen Kathedrale, diesem Schmuckstück frühgotischer Baukunst. Splitternd klirren die farbenprächtigen Glasfenster, Wunderwerke alter Meister, unter französischen Granaten auf das Pflaster. Aber wer hat in diesen Tagen, wo unter der Sense des Schnitters Tod Menschenleben wie Halme fallen, die Zeit, dieser Vernichtung jahrhundertealter Schätze auch nur einen Blick zu schenken?

Die Verluste in den deutschen Kampflinien häufen sich. Inmitten der nervenerschütternden Einschläge der Brisanzgranaten und schweren Minen ballen Offiziere ihre zerfließenden Kompagnien in den

letzten Unterständen zusammen oder versuchen mit gellender Stimme, die kargen Reste der Ueberlebenden im qualmenden Trichterfeld um sich zu scharen. Aber hier scheint es kein Ausweichen mehr zu geben. Vor und hinter den Linien, rechts und links bei den Nachbarn liegen die flammenden Einschläge mit gleicher Dichte wie in der eigenen Stellung. Jeder Mann fühlt, daß es so nicht mehr weitergehen kann, daß sich alles zur Entscheidung zusammendrängt. — Die deutsche Artillerie antwortet auffallend schwach. Auch sie fühlt, daß der letzte Gang bevorsteht und spart sich ihre Kraft auf.

* * *

Eine unheimliche Spannung liegt in der Nacht vom 15. zum 16. April über den zerrissenen Gefilden. Der Feuersturm hat nachgelassen und ist in den späten Abendstunden einer seltsam beklemmenden Stille gewichen. Unwirklich, beunruhigend, aufreizend wirkt diese Ruhe nach dem Aufruhr der letzten Tage.

Noch ganz im Banne des Trommelfeuers starren die erschöpften Verteidiger mit brennenden Augen in das fahle Licht der Leuchtraketen, die langsam über dem verwunschenen Niemandsland kreisen, bis sie zischend in einem Schlammtrichter verlöschen. Aerger als das Feuer zerrt diese nächtliche Stille an den Nerven der Grabenbesatzungen. Der letzte Musketier wittert mit untrüglichem Instinkt, daß dies die Stille vor dem Sturm ist.

Während die ausgeschossenen Regimenter in der deutschen Abwehrzone diese kurze Galgenfrist benutzen, um sich zum letzten Kampf zu rüsten, setzen sich hinter der französischen Front die Sturmdivisionen in Bewegung. Ein flammender Tagesbefehl des Generalissimus begleitet sie auf ihrem Wege: **L'heure est venue! Confiance! Courage! Vive la France!** (Die Stunde ist gekommen! Vertrauen! Mut! Es lebe Frankreich!)

Wie das leibhaftige Schicksal ziehen die Divisionen, Regimenter, Bataillone in langen, unabsehbaren Einerreihen ihren Sturmstellungen entgegen. Wochen und Monate geruht, auf das sorgfältigste ausgebildet, glänzend ernährt und gekleidet, bietet diese Elite der französischen Armee ein Bild siegreicher Kraft. Zweiundvierzig frische, aufgefüllte Divisionen werden sich von Laffaux bis zu den Champagnerbergen auf fünfzehn ausgeblutete und abge-

kämpfte Stellungsdivisionen stürzen. Wer wagt da, an einem glänzenden Erfolg zu zweifeln?

Die Stimmung der Truppen ist von Kampfesmut geschwellt. Alle diese Divisionen, die jetzt auf das Schlachtfeld rücken, sind Zeugen des gewaltigsten Artilleriefeuers gewesen, das die Kriegsgeschichte bisher kannte. Wie ein grandioses Panorama waren in zehn Tagen und Nächten die unter zahllosen Einschlägen brodelnden Höhenstellungen der Deutschen vor den Sturmtruppen ausgebreitet. Sie sind sicher, daß dort oben das letzte Leben ausgelöscht ist und brennen darauf, den Vormarsch anzutreten und die deutschen Reserven in das freie Feld zurückzutreiben.

Aber auch andere gefährliche Strömungen, hervorgerufen durch skrupellose Greuelpropaganda, machen sich unter den Sturmtruppen breit. Nicht einmal hohe französische Generale scheuen davor zurück, ihre soldatische Ehre durch Greuellügen zu beflecken, indem sie unter dem Deckmantel pathetischer Aufrufe die niedrigsten Instinkte ihrer Mannschaften hochpeitschen. So ruft der Kommandeur des 32. Armeekorps, der General Passaga, in einem Tagesbefehl seinen Sturmregimentern zu:

„Helden der Marne, von Ypern, den Argonnen, der Somme und Verdun! Auf eine furchtbare Artillerie gestützt, Schulter an Schulter mit Divisionen, die stolz darauf sind, an Eurer Seite zu kämpfen, und entschlossen, mit Euch an Mut zu wetteifern, so werdet Ihr noch einmal den unwürdigen Feind die Kraft Eurer Tapferkeit fühlen lassen.

Er hat Euren Herd geplündert und verbrannt, Eure Frauen geschändet, Eure Kinder und Greise verstümmelt und ermordet, unsere Gefangenen gemartert!

Wenn Ihr Eure Gräben verlaßt, um zu stürmen, dann werden die Toten aus der Erde steigen, Ihr werdet diese herrlichen Geister, umstrahlt vom Schimmer unsterblichen Ruhms, segnend über Euch schweben sehen, um den Angriff der Lebenden ihres berühmten 32. Korps zu sehen.

Seid würdig Eurer Helden!"

* * *

Es geht auf vier Uhr morgens. In den französischen Batteriestellungen steht jeder Kanonier an seinem Platz. Immer noch ziehen lange Infanteriekolonnen an den Geschützständen vorbei nach den vordersten Gräben. Vier Uhr! Noch einmal bricht es aus 5000 Geschützrohren flammend hervor, noch einmal öffnen 1000 Minenwerfer ihren breiten Mund, und staunend sieht die Sturminfanterie, auf den Grabenrändern stehend, die im Dunkel verschwimmenden deutschen Stellungen aus nächster Nähe in eine glutigrote Flammenwand getaucht, in der sich das Bersten, Krachen und gierige Heulen der Granaten aller Kaliber zu einem höllischen Inferno vereinigt. In diesen jähen Ausbruch letzter Kraftsteigerung platzt bei den deutschen Armeestäben eine Drahtmeldung der Heeresgruppe Kronprinz:

„Aus glaubwürdiger Quelle verlautet, daß der englische und französische Militärattaché im Haag bei einem Bankett geäußert haben, die französische Offensive werde am 16. April bei Sonnenaufgang beginnen."

Der letzte Schleier ist gefallen. In kürzester Frist sind die Stäbe der Kampftruppen ins Bild gesetzt und die Reserven alarmiert, während Meldeläufer sich keuchend durch den Feuerriegel zu den vordersten Trichterstellungen durchzuarbeiten suchen. Um 5 Uhr morgens legt die deutsche Artillerie eine viertelstündige starke Feuerwelle auf die französischen Linien, die in den mit Truppen vollgestopften Sturmgräben schwere Verheerungen anrichtet. Ein senegalesisches Regiment, das mitten im Anmarsch in den konzentrischen Feuerüberfall gerät und in den engen Gräben nicht ausweichen kann, verliert durch schwere Volltreffer in diesen kritischen fünfzehn Minuten 356 Mann. Der französische Soldat muß die Leichtfertigkeit der Haager Militärattachés teuer bezahlen.... Nur langsam und mühsam durchdringt das erste bleifarbene Morgenlicht die dichten Rauchschwaden und träge streichenden Qualmwolken. Nach einer letzten höchsten Feuersteigerung springt der Geschoßwirbel über die ersten deutschen Linien hinweg und legt sich auf das Hintergelände. Die Feuerwalze setzt sich in Bewegung. Aus den Gräben vor Soupir, Chavonne, Berry au Bac und Sapigneul stürzen — Stoßtrupps voraus — auf 40 Kilometer

Breite die blauen französischen Sturmwellen gegen die rauchenden deutschen Linien vor.

Es ist Punkt sechs Uhr morgens. Ganz Frankreich hat auf diesen Augenblick seit Monaten gewartet. Deutschland weiß seit zehn Tagen, was seine treuesten Söhne für die Heimat leiden und was ihnen in den nächsten Stunden bevorsteht. Zwei Völker halten in dieser Stunde den Atem an.

* * *

Nivelle am 15. April an seine Generale: „Wenn ich Hindenburg einen Befehl zu geben hätte, würde ich ihn zum Rückzug auffordern. Gehen Sie scharf heran! Es gibt keine Deutschen mehr vor Ihnen!"

Die dichten Dunstwolken, die vor und in den deutschen Trichterstellungen lagern, trüben den Blick der deutschen Posten bis auf nahe Entfernung. Aber in dem Augenblick, wo die Feuerwelle ruckartig nach hinten springt, sehen sie auch schon die ersten französischen Stoßtrupps vor ihren Trichtern auftauchen. Mit dem gellenden Ruf: Sie kommen! Sie kommen! Der Schangel kommt! reißen sie die letzten lebenden Verteidiger aus den Deckungen hoch. Alle Verbindungen nach rückwärts sind abgerissen. Die Telefonleitungen bilden nur noch wirre Knäuel. Blinkzeichen dringen durch den Dunst nicht nach hinten. Rote Leuchtkugeln — verzweifelte Notrufe an die Artillerie — zischen in der vordersten deutschen Kampflinie hoch, aber sie verschwimmen in der Rauchwand. Hier und da ist es einem Meldeläufer im Wettrennen mit dem Tode gelungen, durch die französische Feuerwalze bis zu den hinteren Befehlsstellen zu gelangen. Aber als die deutsche Artillerie, immer noch in der Sicht stark behindert, die Situation erfaßt und ein wildes Sperrfeuer vor die erste Linie legt, haben die vordersten Sturmwellen die gefährliche Zone bereits unterlaufen. Ohne Verluste taucht der Franzose vor der deutschen Trichterstellung auf. Wie aus dem Grabe auferstanden, hohläugig, abgezehrt, mit eingefallenen gelben Gesichtern erheben sich die feldgrauen Verteidiger. Der erste Gewehrschuß, die erste geschleuderte Handgranate löst den furchtbaren Alpdruck, der zehn Tage und Nächte — zweihundertundvierzig endlose Stunden — auf ihnen gelastet hat. So

vielgestaltig hat sie der Tod in dieser Zeit umkreist, daß sie jetzt der drohend nahenden Gefahr garnicht mehr achten. Mit wildem Zuruf sich gegenseitig anfeuernd, springen sie auf die Trichterränder und jagen Schuß auf Schuß in die heranwogenden Sturmwellen. Hier und da ist sogar in irgend einem geschützten Unterstand ein Maschinengewehr erhalten geblieben und schleudert jetzt im Dauerfeuer seine Geschoßgarben in die blauen Sturmwellen hinein. Aber das alles dauert nur wenige Minuten.

Auf breiten Strecken der vordersten deutschen Linie herrscht die Stille des Friedhofes. Mit wächsernen Gesichtern liegen hier die Verteidiger in den Grabenresten, wie der Tod sie ereilt hat. Posten, in ihrem Beobachtungsloch neben zersplitterten Gewehren, ein Offizier noch die Hand am Fernglas, Infanteristen über der Böschung hängend und eine Maschinengewehrgruppe im Unterstand von Volltreffern zerrissen rund um ihre stumme Waffe verstreut. An anderen Stellen überraschen die Angreifer in einigen durch Zufall erhaltenen Unterständen oder in tiefen Granatlöchern Reste der Besatzung, die betäubt, zermürbt, völlig teilnahmslos, inmitten von Verwundeten und Gasvergifteten sich nicht mehr zum Kampf ermannen können. Sie werden gefangen abgeführt.

Durch die breiten Lücken der deutschen Front ergießt sich die Sturmwoge, greift rechts und links herum und kann die heroischen Verteidiger der ersten Linie von beiden Flanken und im Rücken packen. Um ihre letzten Offiziere und alten Unteroffiziere geschart, kämpfen diese, von allen Seiten berannt, einen letzten verzweifelten Kampf. Die verbissene Wut der zerhämmerten Verteidiger steht gegen den wilden Elan des Angreifers. Kein Bericht meldet die Taten dieser unbekannten Soldaten des Großen Krieges, dieser einsamen Trichterkämpfer, die ihre Stellung im wahrsten Sinne des Wortes bis zum letzten Mann gehalten haben. Sie sind einer nach dem anderen unter französischen Geschossen und Handgranaten und bei der maßlosen Erbitterung des Nahkampfes unter der blanken Waffe gefallen. Einige wenige Ueberlebende haben schließlich die Waffen gestreckt.

Aber diese Männer haben sich nicht umsonst geopfert. Für die nächstgelegenen Kampfreserven ist kostbarste Zeit gewonnen, und die durch den Widerstand aufgehaltenen Teile der französischen

Angriffsregimenter ſehen jetzt bereits die nach dem Uhrzeiger vorſpringende, ſchützende Feuerwalze davoneilen.

In ſcharfem Drang nach vorwärts ſtößt die erſte franzöſiſche Sturmwelle, dicht gefolgt von der zweiten und dritten Welle, tiefer in die deutſche Abwehrzone. Aber jetzt machen ſich auf deutſcher Seite die gewaltigen Vorteile der elaſtiſchen, tiefgegliederten Verteidigung gegenüber der veralteten ſtarren Abwehrtaktik fühlbar. Das Trommelfeuer hat wohl die erſten Linien zu Schutt zermahlen, und die Angriffswelle die Reſte der Beſatzungen hinwegſchwemmen können, aber von den tiefgeſtaffelten Kampfbataillonen iſt im Zwiſchenfeld noch hie und da in ſicherer Deckung ein Infanteriezug oder eine Reſervekompagnie kampffähig geblieben. Auch hat das Trommelfeuer einen Teil der ſchachbrettartig im Gelände verſtreuten und in kaum ſichtbaren Baſtionen untergebrachten Maſchinengewehre am Leben gelaſſen. Dieſe vom Trichterfeld aufgeſogenen Kampfgruppen und Maſchinengewehrneſter, geführt von jungen, kampferfahrenen Offizieren und erprobten Unteroffizieren, laſſen geduckten Hauptes die Feuerwalze über ſich hinwegſpringen, dann kommt ihre große Stunde.

Aus Grabenreſten und zerſpitterten Gehölzen ſprüht den Sturmwellen von vorn und aus den Flanken raſendes Maſchinengewehrfeuer entgegen. Aus nächſter Entfernung peitſchen zwiſchen den Trichtern Gewehrſchüſſe auf, begleitet von den dumpfen Paukenſchlägen der Handgranaten. Die von umgeſtürzten Baumſtämmen, Drahtgeſchlingen, Sandſackhaufen und zerſchlagenen Minierahmen wirr umrahmten Befehlsſtellen der Bataillonskommandeure werden zu kleinen Forts, in denen neben dem Kommandeur und Adjutanten der letzte Teleſoniſt zur Waffe gegriffen hat und dem Feind ſeine Geſchoſſe entgegenjagt. Die erſte Sturmwelle zerflattert, die nachfolgenden Wellen laufen auf, und ſchon in kleine Kampfgruppen zerſplittert, verſackt der ſchwungvoll vorgetragene Angriff der Sturmregimenter in blutigem, wechſelvollem Nahkampf gegen jedes einzelne dieſer hartnäckigen Widerſtandsneſter.

Aus den hunderten von Einzelepiſoden dieſes erbitterten Ringens, in dem Geiſtesgegenwart, Mut, ſcharfes Zufaſſen und bisweilen auch der Zufall entſcheiden, ſollen nur einige Beiſpiele zeigen, wie dieſe Soldaten von 1917 zu kämpfen verſtehen.

„Ein Maſchinengewehr der 1. M. G. K. am Flügelwalde nimmt die feindlichen Sturmwellen ſofort unter Dauerfeuer. Das Gewehr bedienen der Zugführer Sergeant Bredow und Unteroffizier Frenzel. Beide werden durch eine einſchlagende Granate zerriſſen. Das Gewehr bleibt unverſehrt. Sofort ſpringen der Gefreite Stegmann und Schütze Cieſtack, die im Stolleneingang neue Käſten mit Munition bereitſtellen, hinzu und nehmen das Feuer wieder auf. Aber nach wenigen Minuten tötet ein Granattreffer den Richtſchützen, während der Gefreite ſchwerverwundet auf die Seite rollt. Der Verbindungsmann, der zum Kompagnieführer unterwegs war, findet die vernichtete Bedienung. Er nimmt mit dem hinzueilenden Leutnant Kreiſig Stellungswechſel mit dem intakten Gewehr vor und ſchon erhebt es wieder ſeine eherne Stimme."

(Geſchichte des weſtpr. Inf. Reg. 155.)

Bei dem benachbarten heſſiſchen Infanterieregiment 81, das am Fort Brimont dem Anſturm ſtandzuhalten hat, geht es nicht minder heiß her. Ein Bataillonsadjutant berichtet:

„Ich war am 16. April früh gerade mit meinem Kommandeur im Aufbruch zu einem Gang in die vordere Linie, da ſpringt der Beobachtungsoffizier mit dem Ruf „Sie kommen" in den Stollen. Hinterher ſtürzt ein Melder mit dem Alarmruf: „Die Schwarzen ſind da". Im Nu hatten wir Handgranaten gefaßt und die Treppe ging es hinauf. Draußen ſtanden ſtark veralkoholiſierte Schwarze. Die erſte Handgranate meines braven Burſchen Jochen Niehaus warf die Kerle nieder. Jetzt erſt bemerkten wir, daß nur dieſe Gruppe von ſechs Schwarzen bis zum Gefechtsſtand durchgebrochen war. Vorn hörten wir ſtarke Exploſionen von Handgranaten. Alſo Nahkampf!"

Ein in ſpäteren Kämpfen gefallener Stoßtruppführer desſelben Regimentes hat über dieſen Nahkampf folgenden Bericht hinterlaſſen:

„In dem zuſammengeſchoſſenen Stichgraben gehe ich mit einem Stoßtrupp und zwei Maſchinengewehren vor. Der Graben hat noch einige Schulterwehren. Auch der Feind, rechts und links aufgehalten, geht in dieſem Graben vor. Auf fünf Meter prallen wir aufeinander. Der franzöſiſche Führer ruft mir zu, mich zu ergeben.

Ich hebe die Piſtole, er ſinkt um. Unſere Maſchinengewehre ſind heran und feuern über Bank in die Franzoſen. Der franzöſiſche Stoßtrupp wird von hinten vorgedrängt, kann aber nicht an uns heran. Seine Leute brechen im Feuer zuſammen. Ein franzöſiſcher Infanterieflieger kommt ihnen zu Hilfe und ſetzt uns ſeine Garben von oben in den Graben. Nochmals verſucht der Franzoſe über ſeine im Graben liegenden Leute vorzuſtoßen. Es gelingt ihm nicht. Unſer Richtſchütze am Maſchinengewehr fällt. Schuß durch die Halsſchlagader. Sofort iſt ſein Kamerad am Gewehr und feuert weiter. Ein Unteroffizier ruft mir zu: Achtung Flammenwerfer, Herr Leutnant! Vorſichtig ſchieben die Franzoſen etwas vor ſich her, es iſt aber nur ein Maſchinengewehr. Es kommt nicht zum Feuern, denn ſein Richtſchütze wird von uns niedergeſtreckt.
Wieder drängen die zuſammengeballten Franzoſen von hinten vor. Plötzlich ſehe ich zwei Handgranaten auf mich zukommen. Der einen kann ich ausweichen, die andere krepiert zwiſchen meinen Beinen. Ich fühle ein Brennen an den Oberſchenkeln, meine Hand iſt voll Blut. Ich muß zurückgeſchafft werden."

(Geſchichte d. heſſ. Inf. Reg. 81.)

Aber die Deutſchen haben es nicht mit Anfängern zu tun. Auch der Franzoſe hat dreißig Monate Kriegserfahrung hinter ſich und die Eliteregimenter des I. und XX. Korps ſind Spezialiſten im Grabenangriff. Und während den ſchwachen deutſchen Stellungsdiviſionen, die ſchon längſt das letzte Gewehr, ja ſogar Bagagemannſchaften in den Kampf geworfen haben, die Kraft wie ein Talglicht wegtropft, werden die Lücken in den auseinandergezerrten Sturmwellen immer wieder ausgefüllt und neuer Schwung in den Angriff gebracht. Nicht umſonſt greift Micheler mit 30 Diviſionen im erſten Treffen an. Tiefer bohrt ſich der Stoß in die Abwehrzone der Deutſchen, deren Front, als elaſtiſcher Gürtel gedacht, an einigen Stellen gefährliche Zerrungen aufweiſt.

* * *

Auf dem rechten Flügel der franzöſiſchen Angriffsfront ſtürmt vor den Nordtoren von Reims bis nach Hurtebiſe die V. franzöſiſche Armee unter General Mazel. Sie hat fünf Armeekorps mit 17 Diviſionen in erſter Linie und greift dicht gedrängt an. Der Gefechtsſtreifen

der einzelnen Diviſionen beträgt nur 1500 bis 1800 Meter, die Sturmbreite der Regimenter nicht mehr als 500 bis 600 Meter. Drei Infanteriediviſionen warten mit Gewehr bei Fuß in Reſerve auf ihren Einſatz. Kavalleriediviſionen ſtehen mit geſattelten Pferden zum Ritt durch die aufgeſtoßene Front bereit.

Die Stoßrichtung Mazels geht nach Nordoſten. Sie zielt direkt auf Rethel und Charleville, den Lebensnerv der rückwärtgien deutſchen Verbindungen. Vor dem rechten Flügel der V. Armee droht das Fort Brimont, ein wuchtiger Bergklotz, geſpickt mit Maſchinengewehren und mit ſtarker Beſatzung bemannt. Der Brimont bildet das Schultergelenk der deutſchen Front. Wird es von Mazel ausgerenkt, dann ſind nicht nur die Uebergänge über die Suippes aufgebrochen, ſondern die ganze angegriffene deutſche Front wird bis in ihre Grundpfeiler erſchüttert ſein.

Beiderſeits umfaſſend greift Mazel nach dieſer begehrten Frucht. Aber hier iſt der Deutſche durch die erbeuteten Geheimbefehle bis ins Kleinſte über den Angriff im Bilde. Aus den nordweſtlichen Vorſtädten von Reims vorbrechend, greift das 38. franzöſiſche Korps rechts, das 7. Korps links umfaſſend den Brimont an. Hannoveraner und Berliner Freiwilligenregimenter laſſen die Franzoſen auf dem rechten Flügel wohl auf das Oſtufer des Aisne-Marnekanals hinüberwechſeln, aber jedes weitere Vordringen ſcheitert vor dem eiſernen Vorhang der deutſchen Sperrfeuerbatterien und dem rollenden Infanteriefeuer. Die linken Nachbarn ſcheinen mehr vom Kriegsglück begünſtigt zu ſein. Das VII. Korps, begleitet von einer ruſſiſchen Brigade, überwindet den Widerſtand in den erſten Linien ſehr ſchnell. In den hier fechtenden heſſiſchen Regimentern hat das Trommelfeuer Lücken geriſſen, die ſie aus eigener Kraft nicht mehr ausfüllen können. Die Franzoſen überſchreiten unter Opfern den hohen Damm der Bahnſtrecke Reims—Laon und ſetzen ſich nach wildem Dorfkampf zwiſchen den Ruinen von Berméricourt feſt. Faſt bis zu vier Kilometer Tiefe hat ſich das VII. Korps, von dem Ungeſtüm ſeines Führers, des finſteren General Bazelaire, vorgeriſſen, in die deutſche Abwehrzone hineingebohrt. Die linke Klaue ſetzt am Fort Brimont zur Umfaſſung an[1].

[1] ſ. Skizze.

Aber den burgundiſchen Regimentern fehlt die Schulterſtütze. Die anſchließenden Truppen des Korps Paſſaga (XXXII.) kommen nicht vom Fleck. Sie laufen vergeblich gegen die von Weſtpreußen und Pommern beſetzten Höhenſtellungen an. Obwohl die Weſtpreußen ſeit ſieben Wochen in Stellung liegen und noch wenige Tage vor dem Beginn der Artillerieſchlacht bei dem Sturmunternehmen vor Sapigneul ſchwer geblutet haben, behaupten ſie ſich glänzend. In verſchiedenen Kompagnieabſchnitten kann der Franzoſe nicht einmal in der vorderſten Trichterlinie Fuß faſſen.

Nördlich der Aisne, wo zwiſchen Berry au Bac und dem am Winterberg klebenden Craonne drei bayriſche Diviſionen auf der Wacht liegen, klirrt die Schickſalswage auf und ab. Die bei Craonne fechtenden Bayern werfen den Gegner ſtehenden Fußes zurück. Aber bei der 5. bayriſchen Reſervediviſion vor Berry au Bac, die vom Artilleriefeuer arg zerſchlagen iſt, bricht der Franzoſe bis zu fünf Kilometer Tiefe durch. Die Gefangenenverluſte ſind ſchwer. Bei Juvincourt winkt Geſchützbeute. Dreimal ſtürmt der Franzoſe vergeblich, beim vierten Mal dringt er durch das Dorf durch, und die gelichteten Reihen ſeiner 9. Diviſion überfluten mehrere deutſche Batterien. Hier bahnt ſich eine ernſte Kriſe an. Doch die im Zentrum der bayriſchen Gruppe fechtende 9. Reſerve-Diviſion, deren linker Flügel durch den Einbruch bei den Nachbarn weit aufgeriſſen iſt, denkt nicht daran, ſich im freien Felde überflügeln zu laſſen. Sie wirft ſich in den breitgefächerten Forſt von Ville aux Bois und ſpottet zwiſchen den Aſtverhauen und zerſpaltenen Stämmen des vom Trommelfeuer aufgeriſſenen Gehölzes aller Angriffe. Von rechts und links umfaßt und im Norden bereits eingeſchloſſen, kämpfen die bayriſchen Reſerviſten wie die Löwen. Nach allen Seiten ſprüht aus dem verfilzten Unterholz und dem undurchdringlichen Gewirr von entwurzelten und zerſplitterten Bäumen wütendes Maſchinengewehr- und Schützenfeuer, ſobald der Franzoſe zum Stoß anſetzt. Es gelingt auch nicht, die Bayern mit Brandminen und Geſchützfeuer auszuräuchern. Sie bleiben als Pfahl im Fleiſche der franzöſiſchen Angriffsfront ſtecken. Auch der äußerſte linke Flügel der Armee Mazel, das in den Champagneſchlachten vom Winter und Herbſt 1915 beſonders bewährte I. Korps, kommt im erſten Anlauf flott vorwärts. Es

erſteigt die Hochfläche von Vauclerc, nimmt den Schlüſſelpunkt Craonne und reicht dem rechten Flügel der Armee Mangin auf dem Chemin des Dames die Hand. Mangins Stolz, das II. Kolonial-Korps, nimmt in würgendem Ringen Zuckerfabrik und Dorf Cerny, wo ſich rheiniſche Pioniere mit Beilpicke und Spaten die Senegalneger vom Leibe halten müſſen, ſtößt über den Chemin des Dames vor und beginnt die Nordhänge ins Ailettetal hinunterzuſteigen. Die übrigen Korps der Armee Mangin bluten noch in den erſten deutſchen Linien.

Es iſt acht Uhr. Die Schlacht tritt jetzt in der dritten Stunde in ihr entſcheidendes Stadium. Auf Mangins frohlockende Meldung von der Ueberſchreitung des Chemin des Dames läßt General Duchesne ſeiner ungeduldig auf der Stelle tretenden Verfolgungsarmee die Zügel ſchießen. Die Diviſionen hören den Siegesadler rauſchen und treten beſchwingten Schrittes den Vormarſch an. Sie glauben einen geſchlagenen Feind vor ſich zu haben, den es jetzt zu Tode zu hetzen gilt.

Aber ſchon an den Aisnebrücken ſtockt der Vormarſch der Spitzenregimenter. Sie müſſen ſich durch endloſe Reihen wankender und humpelnder Verwundeter durchquälen, in deren Mienen ſich kein leicht gepflückter Sieg, ſondern der Schrecken des Trichterkampfes widerſpiegelt. Auch zahlreiche Rotten Verſprengter tauchen auf. Es iſt kein anfeuerndes, vorwärtstreibendes Schlachtenbild, das die Spitzendiviſionen der Verfolgungsarmee am Rande des Schlachtfeldes empfängt. Trotzdem ſtoßen ſie beherzt in die kochende Schlacht hinein, ſind aber ſchon in kürzeſter Friſt noch in der befeſtigten Abwehrzone in wilde Einzelkämpfe verſtrickt. Es zeigt ſich, daß noch an keiner Stelle die deutſche Abwehrzone durchſtoßen iſt. Der Traum einer in Eilmärſchen vorgetragenen Verfolgung iſt ausgeträumt. Auch General Duchesne erkennt ſchnell ſeinen folgenſchweren Irrtum. Es gelingt ihm gegen 10 Uhr, das Gros ſeiner Armee noch vor dem Eingreifen anzuhalten.

In dieſen zwei Stunden zwiſchen 8 und 10 Uhr morgens hatte ſich das Schickſal der Schlacht gewendet. Faſt zur gleichen Zeit, als Mangin um 8 Uhr morgens in ſeinem Stabsquartier in Fismes den Triumph ſeines II. Kolonial-Korps auskoſtet, vollzieht ſich auf dem Plateau und den ſteil abfallenden Nordhängen des Chemin

des Dames das Verhängnis. Die deutsche Artillerie hat bisher bei der engen Verkrampfung des Infanteriekampfes so gut wie garnicht eingreifen können. Aber auf dem Hochplateau hat sie das Blickfeld frei. Mit angehaltenem Atem sehen die Beobachtungsoffiziere die dichten Reihen der schwarzen und weißen Franzosen sich über die Hochfläche wälzen. In Dutzenden von Betonklötzen und kaum sichtbaren Kasematten lauern die schweren Maschinengewehre, hinter denen kaltblütige Richtschützen den Feind auf nahe Schußentfernung heranlassen. Infanteriereserven, in Felsgrotten gedeckt, haben die Vortrupps vorübergelassen und erwarten jetzt mit dem Gewehr an der Backe die Stürmer.

Da bricht die Hölle los. In direktem Schuß fegen die deutschen Feldgeschütze den kahlen Höhenkamm ab. Die Haubitzen vom Bövé-Rücken werfen mit schwarzqualmenden Aufschlägen ihre schweren Eisenklötze in die Reihen der Angreifer. Schrappnellsalven peitschen sie vorwärts, Feuerriegel von Brisanzgeschossen treiben sie zurück. Die ersten Wellen spritzen auseinander, werfen sich nieder, aber das zweite und dritte Treffen der Sturmlinien läuft, von ihren Offizieren vorgerissen, auf, ballt sich zu dichten Klumpen, in die aus den Flanken die Geschoßgarben der Maschinengewehre, das rollende Feuer geschlossener Infanterieformationen schlägt. Eine furchtbare Metzelei spielt sich ab. Die Bataillone und Regimenter dieses französischen Elitekorps, soeben noch siegesgewiß vorstürmend, wälzen sich in ihrem Blute. Die Panik erhebt grinsend ihr Haupt.

Zuerst ist es um die Senegalneger geschehen. Diese Söhne des Urwaldes, furchtbar im Nahkampf und der Schrecken deutscher Verwundeter, sind nicht mehr zu halten. Sie stürmen, von panischer Angst gejagt, zurück, lassen sich auch von den nachfolgenden Reserven nicht aufhalten und flüchten über die eigenen Linien ins französische Etappengebiet. Zusammengerottet fallen sie in das Dorf Courlandon, nur wenige Kilometer von Mangins Stabsquartier entfernt, ein, wo sich ein französischer Hauptverbandsplatz befindet. Hier stürmen sie bereitstehende Sanitätszüge und richten unter den Verwundeten und dem Sanitätspersonal eine heillose Verwirrung an. Der Abtransport der Verwundeten erleidet stundenlange Verzögerungen. Erst mit vieler Mühe gelingt es eingreifender Feld-

polizei, die toll gewordenen Schwarzen zur Raiſon zu bringen und aus den Zügen zu entfernen.

Auch die weißen Regimenter dieſes Korps ſind vom Chemin des Dames hinweggefegt worden. Eine deutſche Eingreifdiviſion hat den günſtigen Augenblick erfaßt und iſt, begleitet von Infanterieſliegern, auf den erſchütterten Feind ſofort zum Gegenſtoß angetreten. Der Franzoſe gleitet die Südhänge des Chemin des Dames wieder hinab und wird erſt kurz vor der deutſchen Trichterlinie durch friſche Truppen zum Stehen gebracht... Die Verluſte ſind enorm. Das 57. Kolonialregiment hat etwa 1800 Mann, das ſind 60 Prozent ſeines Beſtandes, verloren. Ein Bataillon des 58. Kolonalregiments wird buchſtäblich vernichtet, ein weiteres Bataillon ſammelt nach dem Sturm von 1100 noch 417 Mann.

Während ſich dieſes Drama auf dem Chemin des Dames abſpielt, müſſen auch die übrigen Korps der Armee Mangin ihre Durchbruchshoffnungen begraben. Das „eiſerne" XX. Korps, das General Foch 1914 unter die Mauern von Metz führte und das in den kritiſchen Februartagen 1916 die Feſtung Verdun rettete, muß in dem unwegſamen, zerſtampften und durcheinander gewirbelten Paradieswalde jeden Zoll Boden mit Blut bezahlen. Mühſam bricht ſich der Angriff vor den Schritt für Schritt weichenden Rheinländern durch die erſte Linie Bahn. Das bei Soupir angreifende Nachbarkorps kämpft unter glücklicherem Stern. Aber es kann in dem eroberten Chavonne nicht heimiſch werden. Ein Gegenangriff wirft es wieder hinaus. Das I. Kolonialkorps, bunt gemiſcht aus Senegalnegern, Madegaſſen und Tonkineſen rennt ſich vor Laffaux an mecklenburgiſchen Musketieren den Schädel ein. Noch hat der Stab der Heeresgruppe Micheler die Rückſchläge vor Mangins Angriffsfront nicht auf den Karten eingezeichnet, da läuft eine Hiobsbotſchaft nach der anderen von Mazels V. Armee ein. Um die beträchtlichen Erfolge ſeines linken Flügels zwiſchen Berry au Bac und Craonne zum Durchbruch zu geſtalten, hat General Mazel in der vierten Angriffsſtunde die geſamte Artillerie der Duchesne'ſchen Verfolgungsarmee vor dieſem Abſchnitt gehäuft. Micheler, der hier den Sieg reifen ſieht, hat ſogar trotz aller Proteſte Mangins ſchwere Artillerie von der VI. Armee fortgenommen und zu Mazel dirigiert. Zugleich ſind fünf ſtarke Tankgeſchwader

im Anmarſch, um über die genommene Artilleriestellung bei Juvincourt ins freie Feld durchzuſtoßen.

Da trifft Mazels linken Flügel ein vernichtender Rückſchlag. Im Anſchluß an Mangins Kolonialregimenter kämpfend, gerät das I. Korps auf der Hochfläche von Vauclerc in das Kreuzfeuer ſtarker Maſchinengewehrneſter, und weicht, in ſeinem Gefüge erſchüttert, zurück. Niederſächſiſche Reſerveregimenter und Gardetruppen, alte Gegner aus den Champagneſchlachten 1915, werfen die verzweifelt fechtenden Truppen des I. Korps in wuchtigem Gegenſtoß aus Craonne heraus. Der größte Teil der Anfangsgewinne geht verloren, ja im Zentrum des Korpsabſchnitts bei der 1. Diviſion gelingt es einem deutſchen Regiment in rückſichtslos vorgetragenem Gegenangriff in der alten franzöſiſchen Stellung feſten Fuß zu faſſen. Einige franzöſiſche Bataillone krallen ſich mit letzter Kraft in den eroberten Linien feſt, aber ſie können unter den hämmernden Einſchlägen der Artillerie und dem Kreuzfeuer deutſcher Infanterie weder vor noch zurück und müſſen den Kopf in den Trichter ſtecken. Aber General Muteau gibt die Sache ſeines I. Korps nicht verloren. Er rafft die letzten Reſerven ſeiner drei Diviſionen zuſammen, läßt ſeine ſchweren Batterien die Uebergänge über die Ailette ſperren und treibt die erſchöpften Regimenter nochmals vorwärts. Er holt Sturmbegleitbatterien in jagender Fahrt bis ins Trichterfeld, die der Infanterie den Weg freimachen ſollen. Aber vergeblich. Schon beim Abprotzen werden die Kanoniere zuſammengeſchoſſen. Die Infanterie kommt nicht mehr vom Fleck. Sie iſt jetzt ſchon um die Mittagszeit völlig abgekämpft. Die neun Infanterieregimenter des I. Korps verlieren vom 16. bis 20. April — davon überwiegend am erſten Schlachttag — 261 Offiziere und 9249 Mann. Beſonders hart wird die 2. Diviſion mitgenommen, bei der das Infanterieregiment 208 ſeine drei Bataillonskommandeure, zwei Drittel ſeines Offizierskorps und 60 Prozent ſeines Mannſchaftsbeſtandes einbüßt.

Während das I. Korps in die Trichter zurückgeſunken iſt, führt Major Bouſſet ſeine fünf Tankgeſchwader gegen das Loch von Juvincourt. Hier haben weſtfäliſche Regimenter, rühmlichſt bekannt vom Sturm auf das Fort Vaux, den Franzoſen aus Juvincourt wieder herausgeworfen. Wenn es ihnen auch nicht gelungen

iſt, die eingeſchloſſenen Bayern aus der würgenden Umſtrickung im Walde von Ville aux Bois zu befreien, iſt hier die ärgſte Gefahr im Augenblick gebannt.

Jetzt aber rollen, unheilverkündend, die feuerſpeienden Panzerungetüme heran, jeden Widerſtand vor ſich niederwalzend. Es iſt ein ungeheuer packendes Bild, in der breiten Mulde zwiſchen dem Norduſer der Aisne und dem Flüßchen Miette dieſe modernen Kriegselefanten in Schlachtordnung heranſchnauben zu ſehen. Aber die deutſchen Artilleriebeobachter auf den umliegenden Höhen ſind auf ihrem Poſten. Sie haben keine Zeit, ſich dem Anblick packender Schlachtenbilder hinzugeben. Mit wenigen Schüſſen ſind die Ungetüme eingegabelt. Und ſchon pfeift es gruppenweiſe von Norden und aus der öſtlichen Flanke heran. Die Sturmbatterien der Weſtfalen zielen auf wenige Hundert Meter in direktem Schuß über Kimme und Korn. Haubitzen miſchen ſich mit dumpfem Orgeln in das wilde Gebell der Feldgeſchütze. Maſchinengewehrſchützen haben Gurte mit Stahlkernmunition eingezogen und hämmern wie toll gegen die Panzerplatten der Koloſſe. Durch einen Wald von Fontänen geht die Fahrt der Tanks. Da berſten unter Volltreffern knirſchende Panzerplatten, ſchießen aus den mit Betriebsſtoff überfüllten Maſchinen meterhohe Stichflammen, in denen die Beſatzung ein feuriges Grab findet; da bäumen ſich die Maſchinen unter den Einſchlägen wie wundgeſchoſſene Rieſentiere und bleiben mit Treffern in den Raupenketten bewegungslos liegen. In voller Fahrt verſucht der Reſt der Geſchwader in deckendes Gelände zurückzueilen, aber nur wenige können ihrem Schickſal entgehen. Der großangelegte Tankangriff, unter heroiſcher Aufopferung mehrmals wiederholt, hat ein furchtbares Fiasko erlebt. Die Geſchwader ſind vernichtet. Am Abend des erſten Schlachttages ſind von 132 eingeſetzten Tanks 57 Panzerwagen nur noch ausgebrannte Stahlgerippe, 64 Tanks ſind kampfunfähig geſchoſſen und von der Beſatzung verlaſſen, und nur ein kleiner Reſt von 11 Kampfwagen bleibt verwendungsfähig. Die Verluſte der Beſatzung — alles ausgeſuchte Offiziere und Mannſchaften — betragen 33 Offiziere und 147 Mann. Unter den Gefallenen befindet ſich auch der Geſchwaderkommandant Major Bouſſet.

Inzwiſchen hat ſich auch am Fort Brimont dank des neuen Abwehr-

verfahrens, das der Truppe schnell in Fleisch und Blut übergeht, die Lage für die Deutschen restlos geklärt. Die gefahrdrohende linke Klaue, die bei Berméricourt sich um den Brimontklotz zu legen beginnt, wird durch den machtvollen Gegenangriff einer frischen Gardedivision zerbrochen und der sich wütend wehrende Franzose aus dem am Morgen blutig erstrittenen Ort vertrieben. So bekommt die brave hessische Stellungsdivision wieder Luft. Das französische VII. Korps, das sich wie ein spitzer Keil in die deutschen Linien hineingebohrt hatte und sich bei den heftigen deutschen Gegenstößen nach drei Seiten seiner Haut wehren muß, wird völlig zerschlagen. Bei einer Kampfstärke von etwa 27000 Köpfen verlieren seine drei Divisionen 289 Offiziere und 12170 Mann; zwei Divisionen müssen schon am dritten Kampftage abgelöst werden, darunter die 37. Division, die bei einem Verlust von 100 Offizieren und 5175 Mann nur noch jeden dritten Mann ihrer Infanterieregimenter zurückbringt.

* * *

Als der Abend sich über das Schlachtfeld senkt, sind beide Gegner erschöpft. Schwere Regengüsse prasseln im Dunkel der Nacht nieder. Schneidender Wind jagt Hagelschauer und heftiges Schneetreiben über die kahlen Hänge des Chemin des Dames, wo die ermatteten Kämpfer eng verstrickt in Trichtern und Grabenresten sich gegenüberliegen.

Der Lärm der Schlacht ist verebbt. Aber jetzt zittert eine eigene grausige Melodie durch die Finsternis: der Urton der wunden Kreatur. Zu Tausenden liegen sie auf dem weitgestreckten Schlachtfeld mit zerschossenen Gliedern in den vom Regen gepeitschten Granattrichtern, zwischen geborstenem Gemäuer und im zackigen Astgewirr ehemaliger Wälder. Sie liegen neben dunklen Gruppen Gefallener, zwischen den Kampflinien und in den Stellungen von Freund und Feind und rufen mit ihrem langgezogenem Schrei die Helfer, die sie aus dem schwarzen Grauen dieser Nacht auflesen und in Licht und Wärme bringen sollen...

Und zwischen den Verwundeten und den Toten, die sich an den Brennpunkten der Schlacht zu Hauf türmen, liegen, mit Zeltbahn und Mantel sich gegen Kälte und Nässe schützend, die Reste der

Kampfregimenter. Sie finden trotz aller Erschöpfung auch jetzt keine Ruhe. Die völlig durcheinander geworfenen Verbände müssen entwirrt, die Verluste festgestellt, Munition und Verpflegung herbeigeschafft, und zerschlagene Truppenteile abgelöst werden.

In den französischen Stabsquartieren hat am Abend dieses Schlachttages tiefe Niedergeschlagenheit Platz gegriffen. Verflogen sind die seit Monaten genährten Hoffnungen auf einen gewaltsamen Durchbruch, zerrissen ist der Traum von einem frisch-fröhlichen Bewegungskrieg über die Maas, vernichtet der Glaube an eine rasche Beendigung dieses mörderischen Krieges. Was übrig bleibt ist die nackte Erkenntnis der Niederlage.

Mazels V. Armee sollte in der vierten Stunde nach dem Angriff den Brimontklotz gestürmt haben und am Abend im freien Felde hinter den überrannten deutschen Batteriestellungen stehen. Als der erste Schlachttag zur Neige geht, liegen Mazels dezimierte Regimenter fast auf der ganzen Linie noch in der zermalmten ersten deutschen Stellung fest. Nur bei Juvincourt hat sich der Sporn tiefer in die deutsche Abwehrzone hineingebohrt, ohne jedoch das Stellungssystem der Verteidiger aufgerissen zu haben.

Mangin hat nach dem glückverheißenden Beginn des Sturmes zähneknirschend die Elitedivisionen seiner VI. Armee auf dem Chemin des Dames verbluten sehen. Vergeblich hat dieser vor keinen Menschenopfern zurückscheuende General einen Sturm dem anderen folgen lassen, vergeblich hat er Opfer auf Opfer gehäuft: Das Schicksal des Tages war nicht mehr zu wenden. In den Abendstunden des 16. April, in denen Mangin, wie es in einem Tagesbefehl hieß, auf den Zinnen der alten Felsenfeste Laon die Trikolore hissen wollte, kleben seine Divisionen unter den Schlünden der deutschen Geschütze noch an den Hängen der unbezwungenen Höhenstellungen: zerschossen, erschöpft, entnervt. Und als ob an diesem schwarzen Tage der französischen Armee der Himmel mit den Deutschen kämpft, öffnet er seine Schleusen und schüttet in der Nacht wahre Gießbäche eisigen Regens auf die schutzlos im Trichterfeld hockenden Kämpfer herab, der das Schlachtfeld in kurzer Zeit in eine zähe, breiige Schlammwüste verwandelt. In den ersten Morgenstunden jagt ein scharfer Westwind dichtes Schneetreiben über die Walstatt, das den farbigen Regimentern Mangins den

Reſt gibt. Völlig kampfunfähig müſſen die Senegaleſen, Marokkaner und Annamiten ſchon am zweiten Tage aus der Kampflinie gezogen werden. Schweren Herzens gibt Mangin noch in der Nacht dem dicht aufgeſchloſſenen Kavalleriekorps, das vergeblich den ganzen Tag auf das Signal zur Verfolgung gewartet hat, den Befehl zum Rückmarſch. Mit hängenden Köpfen ziehen Roß und Reiter, wie die leibhaftige Niederlage, bei ſtrömendem Regen nach Süden in das franzöſiſche Hinterland zurück.

Auch im Großen Hauptquartier hat es an dieſem Tage ein furchtbares Erwachen aus trügeriſchen Träumen gegeben. Pierrefeu[1], ein Offizier der Nachrichtenabteilung, ſchreibt über dieſe mit Spannung geladenen Stunden:

„Wir alle ſahen den kommenden Ereigniſſen mit großen Hoffnungen entgegen. Es war der gleiche Spannungszuſtand, den ich am Vorabend einer jeden Offenſive kennen gelernt hatte, aber nie habe ich ihn ſo intenſiv gefühlt, wie dieſes Mal. Auf der in unſerem Bureau aufgehängten Karte prüften wir die geſteckten Marſchziele und gaukelten uns verführeriſche Trugbilder vor. Wir träumten davon, daß der Durchbruch endlich erreicht war, zeichneten uns mit Kohle Vormarſchlinien im Norden ein und malten uns den Jubel aus, wenn die Tatſachen dieſen Hoffnungen entſprechen würden. Wir waren uns alle bewußt, daß das Angriffsgelände von Hinderniſſen aller Art wimmelte, aber wir erwarteten das große Wunder. Ich glaube, ganz Frankreich befand ſich in dem gleichen Fieberzuſtand wie wir."

„Am 16. April war die Freude nur von kurzer Dauer. Um 11 Uhr vormittags hatte die Operationsabteilung noch keine Berichte von den Armeen geſchickt. Sonſt jagten ſich bei Beginn einer Offenſive die Telegramme von Stunde zu Stunde. Das war ein ſchlechtes Zeichen! Ich begab mich in die Räume der Operationsabteilung. Hier herrſchte ein unheilvolles Schweigen. Es fehlten noch Meldungen, ſagte man, aber die erſten Nachrichten ſeien zufriedenſtellend. Ich kannte dieſen Kehrreim und beſchränkte mich darauf, zu fragen, welche Linie unſere Truppen genommen hätten, und ob man einen Siegesbericht vorbereiten ſolle. Aber man antwortete mir, es ſei beſſer, die Abendmeldungen abzuwarten, denn

[1] a. a. O.

die vorliegenden Nachrichten seien noch zu ungenau. Es war offensichtlich, daß die Fortschritte unserer Truppen in keinem Verhältnis zu den erstrebten Zielen standen. Am Abend waren die Erfolge nicht größer geworden. Man beschränkte sich im Heeresbericht darauf, den erbitterten Widerstand der zahlreichen feindlichen Kräfte hervorzuheben und meldete die Einnahme der gesamten ersten Stellung zwischen Soissons und Craonne. Das entsprach nicht ganz den Tatsachen. In zahlreichen Abschnitten waren wir auf unsere Ausgangsstellungen zurückgeworfen worden. Aber es war unmöglich, ein erobertes Dorf anzugeben, obwohl das Kampffeld damit gespickt war. Die Gefangenenbeute war immerhin erheblich. Zehntausend Gefangene[1], das würde die Oeffentlichkeit begeistern! Aber die fehlende Geschützbeute warf einen dunklen Schatten auf dieses Bild. Ich brachte den Entwurf zu dem General Nivelle. Ich fand ihn sorgenvoll. Er trug große Artilleriestiefel, die seinem Gang etwas Schweres und Schleppendes verliehen. Sein Gesichtsausdruck, von Natur aus ernst, war an diesem Tage von tiefer Traurigkeit überschattet. Er las den Bericht sorgfältig durch und fügte einige Worte hinzu. Beim Hinausgehen sah ich, daß er die Stellen, die die Stärke der feindlichen Truppen hervorhob, unterstrichen hatte."

* * *

General Nivelle hat sich von der furchtbaren Enttäuschung dieses Tages nicht niederwerfen lassen. Noch glaubt er an seinen Stern. Am zweiten Tage der Offensive soll planmäßig die IV. Armee unter Anthoine in der Champagne angreifen. Gelingt es dieser starken Stoßtruppe von zwölf Divisionen, über die seit acht Tagen unter Trommelfeuer liegende Höhenkette des Cornillet und Hochberg nach Norden durchzustoßen, dann kann er noch zur Operation gelangen...

Anthoine läßt nach einem furchtbaren nächtlichen Feuerwirbel, unter dem die Bergkette wie eine gigantische Fackel aufflammt, seine Regimenter noch in der Dunkelheit um vier Uhr morgens zum Sturm antreten. In dichtem Schneetreiben, das den Verteidigern noch auf nächste Entfernung die Sicht nimmt und die Signal-

[1] Dreitausend Gefangene fielen verwundet in Feindeshand.

raketen verschwimmen läßt, bringt der Angriff im Zentrum auf die beherrschenden Höhenkuppen vor. Aber auf den Flügeln bleibt er trotz der Ungunst der Verhältnisse schon im Anfang hängen. Eine badische Division verteidigt in erbitterten Nahkämpfen den Cornillet gegen vierfache Uebermacht, und diese Männer aus dem Breisgau, von deren Taten zahllose Gräber auf der Lorettohöhe zeugen, geben keinen Fußbreit Boden preis.

Als der Franzose im Zentrum der Höhenstellungen den Versuch unternimmt, die Nordhänge des Hochberges und Keilberges hinunterzusteigen, um die Einbruchsstellen zum Durchstoß zu erweitern, bekommt die deutsche Artillerie das Blickfeld frei und bannt die Stürmer in dichtem Sperrfeuer zu Boden. Wie an der Aisne läuft die eigene Feuerwalze den französischen Regimentern davon. Schon haben auch die ersten Reserven die gefährliche Zone des französischen Feuerriegels unterlaufen, werfen sich den stockenden Sturmwellen entgegen und krallen sich in schrittweisem, blutigem Vordringen an den Nordhängen fest, von denen sie sich nicht mehr vertreiben lassen. So ist auch hier um die Mittagsstunde der Angriff auf der ganzen Front blockiert. Immerhin haben Anthoine's Regimenter sich auf mehreren beherrschenden Höhenkuppen eingenistet, von denen der Blick ihrer Artilleriebeobachter weit nach Norden in das deutsche Aufmarschgelände schweift. Ein schmerzlicher Verlust für die Verteidiger. Aber schon sind frische, kampfkräftige Truppen, die 5. und 6. brandenburgische Division, vom Elsaß her im Anrollen. Ihre Spitzenbataillone sind bereits ausgeladen, haben die warmen Eisenbahnabteile verlassen und hasten unter Hagelschauern und zerfließenden Schneegestöber auf den aufgeweichten Etappenstraßen vorwärts. Wie Mangin wird auch Anthoine bald die gefährliche Wirkung des geschlossenen Gegenstoßes aus der Tiefe zu spüren bekommen.

An der Aisnefront greift der Franzose am zweiten Angriffstage wieder auf seine Geschützmassen zurück und hält die erschöpften Verteidiger durch heftiges Zerstörungsfeuer in Atem. Zu einheitlichem Angriff kann er sich nach dem Blutverlust des vergangenen Tages noch nicht aufraffen, aber die Teilstöße, die er am Fort Brimont, am Chemin des Dames und gegen die vorspringende Ecke bei Chavonne nach konzentrischer Feuervorbereitung mit un-

verbrauchten Regimentern führt, werden wuchtig vorgetragen, und ihre Abwehr kostet erhebliche Opfer. Aber an der Gesamtlage hat sich auch am Abend des zweiten Offensivtages nichts geändert.

* * *

General Nivelle steht vor schweren Entscheidungen. Eine langdauernde Zermürbungsschlacht, wie sie im Jahre 1916 der Deutsche vor Verdun und die englisch-französischen Armeen an der Somme schlugen, darf er nicht wagen. Einen derartigen Aderlaß verträgt Frankreichs geschwächter Volkskörper nicht mehr. Andererseits wäre die Aufgabe der Offensive gleichbedeutend mit dem Eingeständnis der Niederlage. Was soll Frankreich dazu sagen, dem eine hemmungslose Propaganda diese Offensive als den Anfang vom Ende des Krieges vorgegaukelt hat? Nivelle kann garnicht anders, als auf dem einmal beschrittenen Wege weiterzugehen. In diesem Stadium der Schlacht ist er nicht mehr Herr über die Offensive, sondern die Offensive beherrscht ihn. Und so sehr hat diese Schlacht von dem Generalissimus Besitz ergriffen, daß er auch jetzt noch nach dem völligen Scheitern seiner weitgreifenden Pläne an dem Durchbruchsgedanken festhält.

Allerdings, der ursprüngliche Schlachtgedanke eines breitgefächerten Frontdurchbruchs von Soissons bis zur Champagne wird in dem neuen Operationsplan stark verwässert. Das Blutbad unter Mangin's Kolonialregimentern und die Panik der Senegalneger haben tiefen Eindruck bei Nivelle hinterlassen. Er befiehlt der Heeresgruppe Micheler, Mangins Armee auf der Stelle treten zu lassen und die ganze Wucht des Angriffs auf die deutschen Linien zwischen Juvincourt und der Champagne zu konzentrieren. Zu diesem Zweck werden alle verfügbaren Heeresreserven den Armeen Mazel und Anthoine zugeführt.

In persönlicher Aussprache schärft Nivelle dem General Micheler nochmals das unbedingte Festhalten am Durchbruchsgedanken ein. Micheler ist durch die Verluste der beiden ihm unterstellten Armeen Mangin und Mazel sehr deprimiert und erhebt Einwendungen. Er hat den Glauben an den Sieg schon verloren. Aber dem Befehl des Oberstkommandierenden muß er sich fügen.

Im Hauptquartier Michelers befinden sich seit Beginn der Offen-

ſive mehrere Abgeordnete, unter ihnen der Deputierte Albert Favre. Die Parlamentarier haben freien Zutritt zu den Arbeitsräumen der Generale und daneben auch noch ihre beſonderen Quellen unter den Stabsoffizieren. Sie ſind über die Größe der Niederlage vollſtändig im Bilde. Der Beſuch des Generaliſſimus hat ſich ſchnell herumgeſprochen, und auch über die neuen Angriffsbefehle iſt bereits etwas bis zu den Parlamentariern durchgeſickert. Albert Favre, im höchſten Grade beunruhigt, ſucht den General Micheler auf.

„Wir ſtehen uns nicht als General und Abgeordneter gegenüber", ſagt er, „ſondern wir ſind in dieſem Augenblick zwei franzöſiſche Bürger, beſeelt von den gleichen Gefühlen und von der Sorge um unſer Vaterland. Sagen Sie mir offen, General, verſprechen Sie ſich auch nur das Geringſte von der Fortſetzung dieſer Offenſive?"

Micheler: „Ich bin dafür, die Schlacht abzubrechen."

Favre: „Dann laſſen Sie mich mit dem Kriegsminiſter telephonieren, damit ich ihm ſage, in welcher Verfaſſung ſich die Armee befindet."

Micheler: „Ich habe keine direkte Leitung zum Kriegsminiſterium. Wenn Sie ſprechen wollen, müſſen Sie ſich über das Große Hauptquartier verbinden laſſen."

Favre: „Habe ich richtig verſtanden? Sie, der Kommandeur einer Heeresgruppe, der zwei Armeen mit faſt einer Million Mann befehligt, können nicht direkt mit dem Kriegsminiſter ſprechen?"

Micheler: „Es iſt ſo, wie ich ſagte."

Favre: „Gut, dann werde ich den Miniſter noch heute Abend perſönlich aufſuchen"[1].

Die Uhr geht ſchon auf Mitternacht, als der Wagen des Abgeordneten in der Rue Saint Dominique vor dem Palais des Kriegsminiſters hält. Erſt nach wiederholtem Läuten kann ſich Albert Favre Eintritt verſchaffen und dem verſchlafenen Pförtner nur mit Mühe klar machen, daß er den Miniſter ſofort ſprechen müſſe und ſich unter keinen Umſtänden abweiſen laſſen werde. Der Miniſter, der ſich ſchon zur Ruhe begeben hat, muß ſich wohl und übel entſchließen, den einflußreichen Parlamentarier, der in ſpäter Stunde ſo dringend an ſeine Pforte klopft, zu empfangen.

[1] Palat, a. a. O.

Albert Favre, nicht in der Stimmung, seinen Ueberfall langatmig zu entschuldigen, macht in sprudelnden Worten seiner aufgestauten Erregung Luft. Er schildert, was er in den beiden letzten Tagen im Hauptquartier Michelers an niederdrückenden Geschehnissen gesehen und gehört hat. Den Beginn der Offensive, die sich jagenden Hiobsbotschaften, die erschreckenden Verluste, die gedrückte Stimmung unter den Stabsoffizieren und die Hoffnungslosigkeit des General Micheler. Beschwörend schließt Favre seinen Bericht: „Noch sind erst 27 Divisionen geopfert worden, noch sind 32 Divisionen zu retten. Bewahren Sie, Herr Minister, die Blüte unserer Armee vor nutzlosem Verbluten und befehlen Sie die Einstellung des Angriffs."

Painlevé, der dem Abgeordneten zugehört hat, ohne ihn zu unterbrechen, hebt abwehrend die Arme. „Das ist ganz unmöglich. So kann die Regierung dem Generalstab nicht in den Arm fallen. Noch ist die Schlacht im ersten Stadium, wir müssen abwarten."

Der Abgeordnete Favre springt erregt hoch:

„Abwarten wollen Sie? Vielleicht so lange, bis die Schlacht abgebrochen werden muß, weil auch die letzte Division verblutet ist? Ich sage Ihnen, Herr Minister, der General Nivelle, der den Sieg, den Durchbruch und die Verfolgung des geschlagenen Feindes versprochen hat, befindet sich in der Rolle eines Spielers, der sein ganzes Vermögen gesetzt hat und jetzt die letzten Tausender auf den Tisch wirft, um durch einen glücklichen Coup das Schicksal zu wenden. Sie vergessen, Herr Minister, daß das Parlament, das Volk, von einer Regierung Rechenschaft fordern wird, die sich in dieser tragischen Stunde ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigt. Das ist mein letztes Wort!"

* * *

Noch ahnt die französische Bevölkerung nichts von den unheilvollen Ereignissen an der Front, als sich in Paris ein böser militärischer Zwischenfall abspielt. Unmittelbar vor dem Nordbahnhof hält am 18. April nachmittags ein Lazarettzug, der auf das Signal zur Einfahrt wartet. Die Ankunft dieses Zuges hat sich schnell herumgesprochen, und eine dichte Menschenmenge, darunter auch eine Anzahl Zeitungsreporter, drängt sich bei der Einfahrt

des Zuges auf den Bahnſteigen, um die erſten verwundeten Sieger zu begrüßen. Ein übereifriger Reporter hat ſich mit einem Packen Feldzeitungen beladen, die er in die geöffneten Wagenfenſter hineinwirft. Auf der Titelſeite dieſer Zeitungen iſt als Symbol der Großen-Offenſive ein Poilu abgebildet, der, mit der Zigarette im Munde und dem Gewehr unter dem Arm, gemächlich über eroberte deutſche Gräben hinwegſchreitet.

Da geſchieht etwas völlig Unerwartetes. Eine Welle der Empörung ſchnellt aus den menſchenüberfüllten Wagen und ſchlägt über dem ahnungsloſen Reporter zuſammen. „Du elender Tintenfiſch! Du Kürbisflaſche! Vollgefreſſener Drückeberger! Hilf Du doch den Krieg gewinnen!“ praſſelt es aus den ſich in den Fenſtern drängenden Reihen der Verwundeten herab. Ein wuchtig geſchleuderter Stahlhelm trifft den Flüchtenden am Kopf und ſchlägt ihm unter dem Hohngelächter der Soldaten den Hut herunter.

Die Menge, die den erſten Siegern vom Chemin des Dames einen begeiſterten Empfang bereiten wollte, iſt im Anblick dieſer Szene erſtarrt. Dann beginnt ſie langſam zu begreifen. Sie ſieht hier zum erſten Mal in das unerbittliche Antlitz des Krieges. Was ſich dort an den Fenſtern des Lazarettzuges zeigt, ſind nicht Verwundete, wie ſie Paris ſonſt auf den Boulevards zu ſehen bekam, gereinigt, gepflegt und mit weißen Verbänden, ſondern hier drängen ſich graue, ſchmutzſtarrende Männer mit blutbefleckten Notverbänden, manche ſogar noch mit offenen Wunden, ſo wie das Trichterfeld ſie ausgeſpien hat. Und aus den Lazarettwagen, in denen die Verwundeten ſeit Tagen ohne Pflege in drangvoller Enge zuſammengepfercht ſind, dringen wilde Verwünſchungen zu der Menge:

„Unſere Kameraden hat man ermordet! Uns läßt man im Dreck verfaulen. Nieder mit dem Blutſäufer Nivelle! Nieder mit dem Krieg!“

Da iſt es um die Haltung der Menge geſchehen! Ihre Jubelſtimmung ſchlägt in maßloſe Erbitterung um. Pfiffe ertönen, ſchrille Rufe gegen die Generale und die Regierung füllen die Bahnhofshalle. Faſſungslos ſteht der Bahnhofskommandant, ein alter, weißhaariger Capitaine, inmitten dieſes wüſten Tumultes. Endlich ermannt er ſich. Er eilt zum Zugführer und gibt den Befehl, den

Zug aus dem Bahnhof auf die freie Strecke zurückzuführen. Während Gendarmerie die Menge zurückdrängt, verläßt der Zug unter Toben und Schreien die Halle...

Wilde Gerüchte ſchwirren an dieſem Abend durch Paris. Sie ſetzen ſich auf den Straßen, in den Cafés und den Zeitungsredaktionen feſt, ſie kriechen in die Häuſer und Wohnungen der Pariſer und wiſſen von einer ſchweren Niederlage, von entſetzlichen Verluſten und von einer haarſträubenden, ſchmählichen Behandlung der verwundeten Soldaten zu erzählen. Gerüchte beſitzen die Eigenſchaft, Tatſachen zu übertreiben und zu verzerren. Was aber in dieſer Nacht in Paris an Gerüchten von Mund zu Mund ging, das reichte auch nicht im entfernteſten an die grauſame Wirklichkeit heran.

Erſt einige Monate ſpäter haben in geheimer Sitzung des Parlaments mehrere Abgeordnete, Mitglieder der Hygienekommiſſion des Feldheeres, einen Tatſachenbericht über die Verhältniſſe im Sanitätsweſen während der Offenſive erſtattet. Trotz der langen Zeitſpanne, die die Redner von den Ereigniſſen trennte, konnten die Abgeordneten ihren Bericht nur ſtockend, mit häufig verſagender Stimme vorbringen, ſo ſtark zitterte noch die Erregung über das Erlebte in ihnen nach.

Was ſich damals im Frühjahr 1917 in den franzöſiſchen Feldlazaretten abſpielte und was über dieſe Schreckenſzenen in amtlichen Protokollen niedergelegt iſt, iſt allerdings ſo entſetzlich, daß man glaubt, in ſibiriſche Seuchenlazarette verſetzt zu ſein, aber nicht in die Verbandsſtationen einer auf das Beſte ausgerüſteten weſteuropäiſchen Armee.

Das franzöſiſche Oberkommando hatte in unfaßlicher Verblendung für die Durchbruchsſchlacht mit einem Abgang von 10 000 Verwundeten gerechnet, die oberſte Sanitätsbehörde etwas weniger optimiſtiſch wenigſtens mit einem Verluſt von 15 000 Verwundeten. Aber in den Schlachttagen vom 16. bis 25. April ſtrömen 101462 Verwundete in die ſchon am erſten Tag überfüllten Feldlazarette, in denen ſich chaotiſche Zuſtände entwickeln.

In Prouilly, dem Sammellazarett der V. Armee, Mazel, werden bereits am 16. April etwa 4000 Verwundete eingeliefert. Am nächſten Tage, nach dem Abſuchen des nächtlichen Schlachtfeldes,

ſteigert ſich die Zahl der eingelieferten Verletzten auf mehr als 12 500. Das Lazarett ſollte mit einem Beſtand von 3 500 Betten ausgerüſtet ſein. Es ſind aber nur 1 360 Betten vorhanden, ſodaß von je 100 eingelieferten Verwundeten nur elf Mann in Betten gelegt werden können[1]. So müſſen — von den Leichtverletzten garnicht zu reden, — Hunderte von Schwerverwundeten, die in ſtrömendem Regen und verſchlammten Granatlöchern zwölf Stunden und länger auf Abtransport gewartet haben, von Wundfieber geſchüttelt, auf bloßer Erde liegen. Noch ſchlimmer iſt es mit den Aerzten, dem Sanitätsperſonal, mit chirurgiſchen Inſtrumenten und Heilmitteln beſtellt.

Es gibt in dieſem Maſſenlazarett für Tauſende von fiebrigen Verwundeten vier Thermometer, es ſind nur einige Hundert Trinkbecher vorhanden, ſodaß die Maſſe der Verwundeten, wie das Vieh, aus Kohleneimern getränkt werden muß. Es gibt weder Brühe noch Milch oder Schleimſuppen für die Schwerkranken. Auch elektriſche Beleuchtung iſt nicht vorhanden, ſodaß die Chirurgen ihre Operationen nachts mit Hilfe von Taſchenlampen oder bei Kerzen- und Petroleumbeleuchtung vornehmen müſſen.

Der dem Lazarett zugeteilte Aerzteſtab iſt ſo ſchwach, daß die Dinge ſchon nach wenigen Tagen einer Kataſtrophe zutreiben. Die Chirurgen arbeiten achtzehn Stunden am Tage in einer Atmoſphäre, die von Blutgeruch, Aether und Chloroformdunſt geſchwängert iſt, bis ſie vor Erſchöpfung zuſammenbrechen. Aber bei aller Aufopferung können die Aerzte in den erſten drei Tagen nur 533 Operationen durchführen, während 1600 Schwerverwundete in einem Zuſtand eingeliefert ſind, daß nur eine ſofortige Operation ſie vor der Amputation oder vor dem Tode bewahren kann. In Haufen geſchichtet, hat man dieſe Unglücklichen in feuchten Kellern, eher ſchon Verließen ähnlich, untergebracht, wo ſie tagelang ohne Verband und ohne Pflege in Blut und Eiter liegen. Der erſte Arzt, der dieſe verpeſteten Gewölbe betritt, wird von den verzweifelten und vor Schmerzen halb irrſinnigen Verwundeten mit wütendem Gebrüll und den Rufen: „Scher Dich zum Teufel, Du Mörder" empfangen. Als dieſe Keller endlich geräumt werden, liegen zwiſchen

[1] Palat a. a. O.

den Lebenden Dutzende von Toten, die am Wundstarrkrampf verendet sind.

In den Lazaretten der Armee Mangin besteht der gleiche Zustand. Auf dem Hauptverbandsplatz Courlandon herrscht völlige Anarchie. Sanitätszüge und Baracken werden von Leichtverwundeten gestürmt, um bei der Kälte und Nässe wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben. Bei der Ueberflutung des Lazarettes mit Verwundeten nehmen die Aerzte nur Operationen vor, die nicht mehr als eine halbe Stunde erfordern[1]. Alle schweren Fälle werden sofort in Sanitätszüge verladen, um in Etappenlazaretten behandelt zu werden. Aber die Bahnstrecken sind so verstopft, daß die Züge bis zu dem 100 Kilometer entfernten Paris vierzig Stunden benötigen und erst an ihrem Bestimmungsort eintreffen, als vielen Schwerverwundeten nicht mehr zu helfen ist.

Soweit geht das frevle Spiel mit Menschenleben, daß die französische Sanitätsbehörde nicht davor zurückscheute, das große Lazarett von Prouilly in unmittelbarer Nähe eines Munitionsdepots zu errichten. Sehr bald ist dieses Granatenlager von deutschen Fliegern aufgespürt. Nacht für Nacht kreisen unter dem Gebell der Abwehrgeschütze und den zuckenden, magischen Strahlen der Scheinwerferlichter Flugzeuge über dem Munitionslager, und eine wilde Panik greift in den verfinsterten Lazarettbaracken um sich, wenn die Luftbomben aus dem dunklen Aether heulend herniedergebraust kommen und die grellen Stichflammen der Detonationen in unmittelbarer Nähe hochschießen. Es bleibt nichts anderes übrig, als dieses menschenüberladene Lazarett mit Hilfe eiligst herbeigeholter Armierungstruppen fluchtartig zu räumen und alle Verwundeten, auch die nicht transportfähigen, ins Hinterland zu verfrachten. Das gleiche Schicksal widerfährt den Verwundeten in anderen Lazaretten, die in Erwartung eines raschen Vormarsches so dicht hinter die Kampflinie gelegt sind, daß sie nach Festlaufen des Angriffs im Feuerbereich deutscher Geschütze liegen.

Aber es geschehen noch ärgere Dinge. In dem zerschossenen Noyon sehen Abgeordnete, die zur Hygienekommission gehören, zahlreiche Verwundete auf Tragbahren oder nur mit Zeltbahnunterlagen unter kalten Regenschauern in elendester Verfassung am Straßen-

[1] P. Allard: Les dessous de la guerre.

rand liegen. Die Deputierten erfahren von dem Sanitätsperſonal, daß die Verwundeten in ehemaligen deutſchen Lazarettbaracken bereits gute Unterkunft gefunden hatten, dann aber von dem Stabe des Armeeoberkommandos rückſichtslos hinausgeworfen ſeien, der dieſes Quartier für ſich beanſpruchte[1].

Als ein Abgeordneter bei dem Anblick der durchnäßten hilfloſen Verwundeten erregt in die Worte ausbricht: „Das muß man in aller Oeffentlichkeit ſagen, damit es ganz Frankreich erfährt", antwortet der Führer der parlamentariſchen Kommiſſion, Pacaud, mit ſchneidender Schärfe: „*Nein*! Dieſe Dinge können wir nur in geheimer Sitzung vorbringen. Es iſt unmöglich, daß diejenigen, die dem Tod entgegen gehen, zu erfahren bekommen, daß, wenn ſie nicht auf dem Schlachtfeld ſterben, in franzöſiſchen Hoſpitälern verrecken werden..."

Aus dieſen trüben Quellen fließt ein breiter Strom der Unzufriedenheit in das franzöſiſche Hinterland, brandet eine Welle der Empörung hoch, die in Dutzenden von ſchweren Zwiſchenfällen, ähnlich dem Vorkommnis auf dem Pariſer Nordbahnhof, hochſchäumt und aus den Lazaretten, Urlaubszügen und den Erſatzbataillonen in zahlloſen Kanälen das Land durchſtrömt, das jäh aus ſeinem Siegestraum hochſchreckt.

* * *

Auf der ganzen Angriffsfront brennt die Schlacht weiter. Die Vorſtöße der Franzoſen ſind jetzt nicht mehr auf den Durchbruch ins freie Feld gerichtet, ſondern auf Herausbrechen der ſtärkſten Widerſtandszentren aus der deutſchen Front. So entwickelt ſich eine Reihe äußerſt blutiger, mit wechſelndem Erfolg hin und herwogender Kämpfe, die in engſter Verſtrickung enden.

Beide Gegner haben ihre ausgebrannten Regimenter aus dem Schmelzofen der Schlacht gezogen und nähren den Kampf mit friſchen Kräften. Schon in der Nacht zum dritten Schlachttage müſſen Mangin und Mazel acht abgekämpfte Diviſionen ablöſen laſſen und zum Teil bereits auf die unverbrauchten Truppen der Duchesne'ſchen Verfolgungsarmee zurückgreifen. Ludendorff kann es ſich nicht leiſten, ſeine ausgebluteten Regimenter in ſo ſchnellem

[1] P. Allard, a. a. O.

Turnus auszuwechseln. Die völlig erschöpften Stellungsdivisionen, die schon wochenlang im Graben lagen, bevor das zehntägige Trommelfeuer sie aufrieb, mußten mit ihren Trümmern noch drei Tage die Hauptlast des Infanteriekampfes tragen, ehe für sie die Stunde der Ablösung schlägt. Mehr denn je muß im dritten Kriegsjahr die drückende zahlenmäßige Unterlegenheit des deutschen Heeres durch schärfste Beanspruchung des einzelnen Mannes ausgeglichen werden.

Am Morgen des 19. April flammt die Schlacht auf den Champagnehöhen in einem gewaltigen Zusammenprall grell auf. Der Führer der III. deutschen Armee, Generaloberst von Einem, setzt das aus dem Elsaß gekommene brandenburgische Armeekorps — die 5. und 6. Division — sowie die 23. sächsische Division zu einem geschlossenen Gegenangriff an, um den Franzosen die zerkraterte Bergkette und damit ihre Aussichtstürme in das deutsche Hintergelände wieder zu entreißen.

In früher Morgenstunde brechen Brandenburger und Sachsen ihre regentriefenden Biwacks ab, überschreiten die Artilleriestellungen und treten in breiten Schwarmlinien durch dichten Nebel zum Gegenstoß an. Aber zu früh reißt der Morgenwind den in einem Zuge vorrückenden Sturmwellen den schützenden Nebelschleier fort. Noch bevor die ersten Wellen die deckenden Nordhänge der umkämpften Bergstellungen erreicht haben, ist der Angriff von den französischen Artilleriebeobachtern erkannt. Mit einer unheimlichen Präzision setzt das Sperrfeuer ein. Wie durch Zauberwand tut sich vor den Stürmern eine feurige Wand von Explosionen und Qualmfontänen, durchsurrt von flitzenden Stahlsplittern, auf, die sich schützend vor die französischen Linien legt. Ueber rauchende Erdschollen und brüchige Kreidesteine brechen — in kleine Gruppen aufgelöst — die Kompagnien und Bataillone in rasendem Lauf durch die flammende Rauchwand, formieren sich in den deckenden Geländefalten zum Sturm auf die Höhen, stürzen über die an den Nordhängen klebenden Reste der deutschen Verteidiger hinweg und erreichen, von wütendem Infanteriefeuer empfangen, die Bergkuppen.

Aber hier prallt Angriff auf Angriff! Zur gleichen Stunde hat General Anthoine Marokkaner, Zuaven und Linienregimenter zum

Stoß angesetzt, um das beherrschende Berggelände restlos vom Feinde zu säubern. In würgendem Ringen halten sich die Gegner auf den von beiden Artillerien zerhämmerten Bergkuppen umklammert, in Stoß und Gegenstoß tobt die nächsten Tage und Nächte ein erbitterter, auf beiden Seiten mit äußerster Härte ausgetragener Nahkampf, bis allgemeine Erschöpfung die Verkrampfung löst. Der Franzose hat den größten Teil der Bergkuppen den Brandenburgern und sächsischen Grenadieren lassen müssen, hält sich aber an ihren Südrändern mit verbissener Zähigkeit. Anthoine verwindet den Rückschlag und sammelt Kräfte für einen neuen Gewaltstoß. Inzwischen läßt er sein Geschütz spielen und die deutsche Infanterie auf den von Einschlägen rauchenden Höhen ihres Lebens nicht froh werden. Hier, wie an der Aisnefront, erstarrt die Schlacht in kräfteverzehrendem, lokalem Ringen um Grabenteile, Dorftrümmer und einzelne Bastionen.

Auch nach den blutigen Mißerfolgen der ersten Kampftage gibt Nivelle sein Spiel noch nicht verloren. Er läßt neue Munitionszüge heranrollen, ballt seine Artilleriemassen auf schmaler Front in der Champagne, vor dem Brimont und dem Chemin des Dames zusammen und befiehlt seinen Armeeführern, sich Ende April für die Wiederaufnahme der allgemeinen Offensive bereitzuhalten. Auf eine Wiederholung des Generalangriffs an der ganzen, 55 Kilometer breiten, Offensivfront muß der französische Oberbefehlshaber allerdings Verzicht leisten. Dazu sind die Verluste der vergangenen sieben Schlachttage zu schwer. Aber noch hält Nivelle zähe an dem Gedanken fest, konzentrischem Einsatz seiner Menschen- und unter Materialmassen auf schmalem Raum, die Tragpfeiler der deutschen Abwehrfront zum Einsturz zu bringen und durch diese zertrümmerten Frontteile stoßend, doch noch zur strategischen Operation zu gelangen. Noch ahnt der Generalissimus nicht, daß die Ereignisse schon über ihn hinweggegangen sind und er nicht mehr Herr seiner Entschlüsse ist.

* * *

Am 22. April, einem Sonntag, meldet sich im Elysée bei dem Präsidenten der Republik, Raymond Poincaré, der südfranzösische Abgeordnete Ybarnegaray. Der Deputierte steht als Leutnant

im Felde und hat als Ordonnanzoffizier des XVIII. Armeekorps unter dem General Hirſchauer die Offenſive vom erſten Tage an miterlebt.

Die franzöſiſchen Abgeordneten, die zur Fahne geeilt ſind, führen ein Doppelleben. Als Soldaten ſind ſie der militäriſchen Diſziplin unterworfen, aber als Parlamentarier haben ſie das Vorrecht, ſich jederzeit zur Ausübung ihres Mandats und Wahrnehmung ihrer politiſchen Aufgaben vom Militärdienſt frei zu machen. Dieſe Doppelrolle der unter der Fahne dienenden Deputierten mag im Intereſſe einer öffentlichen Kontrolle der militäriſchen Vorgänge für das Land von Nutzen geweſen ſein; aber die Tatſache, daß Soldaten, in ihrer Eigenſchaft als Parlamentarier, ihre militäriſchen Vorgeſetzten unangefochten kritiſieren und angreifen können, trägt zugleich den Keim zahlreicher Konflikte und einer Zerſetzung der Befehlsgewalt in ſich, die in jenen kritiſchen Stunden des April 1917 ſich zu unheilvoller Verwirrung ſteigern ſollte.

„Sie kommen von der Front, Herr Abgeordneter? Es ſieht dort nicht gut aus, wie?" fragt Poincaré, auf den letzten Heeresbericht vor ſich weiſend.

„Herr Präſident", erwidert Ybarnegary, „von gut oder ſchlecht kann man garnicht mehr ſprechen. Was ſich ſeit dem 16. April an der Front abgeſpielt hat, iſt eine Schmach und Schande, iſt die Folge einer vollendeten Unfähigkeit unſeres Generalſtabes. Ich bin hier, damit Sie als Staatsoberhaupt erfahren, was das Volk nicht weiß, jetzt auch nicht wiſſen darf, und was die Regierung erſt langſam zu begreifen beginnt."

„Ich war in vorderſter Linie, nahe bei der Hurtebiſe Ferme bei Craonne, wo das II. Kolonialkorps angriff. Nach den Befehlen des Oberkommandos ſollte die feindliche Front in acht Stunden durchbrochen ſein; die Sturmwellen ſollten mit einer Geſchwindigkeit von 100 Metern in drei Minuten ohne Rückſicht auf feindliche Widerſtandsneſter, die den Reſerven „zum Aufräumen" überlaſſen blieben, der Feuerwalze unſerer Artillerie folgen. Nach der ſofortigen Eroberung Laons war ein Triumphzug des General Mangin durch die Stadt vorgeſehen, für den alles bis ins Kleinſte vorbereitet war. So ſtellte ſich das Große Hauptquartier das Wettrennen nach Belgien vor."

„Mit einem wunderbaren Elan treten unſere Regimenter zum Sturm an, überſchwemmen die erſte deutſche Linie, erreichen zum Teil die zweite Stellung. Aber dann... ſpeien die Mitrailleuſen, raſt das Feuer von vorn, aus der Flanke, ja im Rücken unſerer Stürmer. Ich ſehe noch dieſe Menſchen — ich werde ſie, ſolange ich lebe, vor mir ſehen — Jäger, Infanteriſten, Senegalneger, wie die Irren hin und her rennend im Glauben, es ſeien unſere eigenen Maſchinengewehre, die ihnen in den Rücken feuern. Ich ſehe die Schwarzen, zu Klumpen geballt auf dem Plateau von Craonne ihre Führer ſuchen, die ſchon im Blute liegen, ſehe ſie in dem zielſicheren Feuer zuſammenbrechen und, um das Unglück voll zu machen, ſchlägt auch noch eigenes Artilleriefeuer ſalvenweiſe in dieſe zerriſſenen Sturmwellen."

Schweratmend fährt der Abgeordnete fort: „Es hat nicht an Warnungen gefehlt, Herr Präſident. Aber was hat das Oberkommando in ſeinem Dünkel und ſeinem ſturen Eigenſinn mit dieſen Warnern gemacht? Pétain, der das Vertrauen der Armee hat, iſt trotz der formalen Befehlsgewalt über die Armee Anthoine ſo gut wie ausgeſchaltet. Man ſpricht an der Front ganz offen davon, daß Nivelle ihn wegen ſeiner Warnungen „ins Exil von Verdun" geſchickt hat, obwohl die Offenſive im Bereich ſeiner Heeresgruppe ſtattfand. Was hat der Oberbefehlshaber mit dem Kommandeur des I. Armeekorps getan? Er hat ihn wegen ſeiner durchaus berechtigten Einwände gegen den Angriff in dieſer Form zum Teufel gejagt. Zahlreiche Diviſionskommandeure haben am zehnten Tage des Trommelfeuers erklärt, die zweite und dritte deutſche Stellung, die Hauptverteidigungslinien, ſeien noch nicht ſturmreif geſchoſſen. Das Große Hauptquartier hat dieſe Berichte einfach zu den Akten gelegt und nicht einmal eine Erwiderung für notwendig erachtet."

„Man hätte die Niederlage noch erträglich geſtalten können, wenn die Offenſive nach dem blutigen Auftakt ſofort abgebrochen worden wäre! Aber nein! Sieben Tage ſind die Angriffe fortgeſetzt, ſieben Tage nutzlos Diviſionen auf Diviſionen geopfert worden, ohne auch nur im geringſten dem Ziele näher zu kommen."

„Aber das Schlimmſte iſt, daß General Nivelle und ſein Stab trotz dieſer furchtbaren Lektion nichts gelernt haben. Unſer Generalſtab, der die Oeffentlichkeit immer noch in dem Glauben einer glücklichen

Offensive wiegt, will die Angriffe mit den Methoden des 16. April wieder erneuern. Und dies nach einer Artillerievorbereitung von nur 36 Stunden! Dieses Hazardspiel mit Menschenleben muß verhindert werden."

„Ich versichere Sie, Herr Präsident", schließt Ybarnegaray beschwörend, „daß ich im Namen meines Kommandeurs, des General Hirschauer, und aller Angehörigen des XVIII. Armeekorps spreche. Greifen Sie in diese Pläne des Generalstabes ein und lassen Sie vor der Regierung wenigstens die Generale Hirschauer und den Armeechef Duchesne zu Worte kommen."

„Die Regierung hätte festbleiben sollen", sagt Poincaré seufzend. „Fast jeder einzelne von uns hat in Compiègne, in der letzten Sitzung des Kriegsrates am 6. April, das kommende Unheil geahnt. Aber diese Generale sind rechthaberischer als Advokaten und eitler als die Pfauen. Ueber Pétains Einwände ist Nivelle mit einer Handbewegung hinweggegangen, den General Micheler hat er vor dem gesamten Kriegsrat angeranzt wie einen Rekruten, und als wir von der Regierung den Erfolg der geplanten Offensive an zuzweifeln wagten, hat er uns das Oberkommando vor die Füße geworfen."

„Frankreich wäre viel erspart geblieben", entgegnet Ybarnegaray erregt, „wenn die Regierung den Fehdehandschuh dieses gefährlichen Spielers aufgenommen hätte. Welche Prüfungen werden unserem armen Lande nach dieser schrecklichen Niederlage noch bevorstehen!"

Präsident Poincaré, von dem Bericht des Abgeordneten außerordentlich beunruhigt, entschließt sich, ohne vorher mit der Regierung Rücksprache zu nehmen, zu einem sofortigen Eingreifen. Er ruft den Verbindungsoffizier im Großen Hauptquartier an den Apparat und befiehlt ihm, folgende Botschaft an den Generalissimus auszurichten:

„Der Präsident der Republik ist durch Berichte von Frontkämpfern sehr bewegt, die eine Wiederaufnahme der Offensive gegen Craonne und Vauclerc zu dem festgesetzten Zeitpunkt für unmöglich erachten. Die Artillerievorbereitung soll ungenügend sein, die Zuteilung von Munition schwach. Es werden mehrere Tage intensivsten Zerstörungsfeuers für unbedingt notwendig gehalten. Wenn

nicht, wird man das gleiche Ergebnis haben, wie bei den ersten Angriffen und schwere Verluste erleiden. Es würde sich empfehlen, nicht nur den General Duchesne, sondern auch den General Hirschauer über ihre Ansicht zu befragen."

Nivelle tobt, als ihm diese telefonische Botschaft des Präsidenten der Republik übermittelt wird. Er sieht darin einen Eingriff der Zivilgewalt und eine Intrigue von Unterführern, die an die Wurzeln der militärischen Autorität rühren. Nicht gewillt, diese Dinge auf sich beruhen zu lassen, befiehlt er die Generale Mangin, Duchesne und Hirschauer zu sich und stellt sie zur Rede.

„Ich frage Sie auf Ehre und Gewissen", beginnt der Oberbefehlshaber die Unterredung, „wer von Ihnen hat sich direkt oder durch einen Mittelsmann bei dem Präsidenten der Republik über die militärischen Operationen beklagt?"

Jeder der Generale versichert auf sein Ehrenwort, daß er sich nicht beklagt habe und dieser dunklen Aktion beim Präsidenten der Republik fernstehe.

„Ist die Munitionszufuhr ungenügend?" fragt Nivelle weiter.

Einstimmig erklären die Generale, daß die Zuteilung an Artillerie und Munition völlig ausreichend sei.

„Ist irgend eine Beunruhigung wegen des Zeitpunktes der neuen Angriffe bei den höheren Dienststellen zu verzeichnen?"

„Keineswegs"! antwortet Duchesne für die drei Generale. „Wie sollte eine Beunruhigung eintreten können, Herr General, wo doch der Zeitpunkt der neuen Offensive vom Oberkommando noch garnicht festgesetzt ist!"

Nivelle, von der klaren Haltung seiner Generale befriedigt, erklärt zum Schluß sichtlich bewegt, daß er sein Oberkommando sofort niederlegen würde, wenn einer seiner vertrauten Mitarbeiter in dieser Weise seine Stellung unterwühlen würde.

Von dem Ernst der Situation überwältigt, tritt General Hirschauer, ein alter Kriegsschulkamerad Nivelles, vor und sagt rauh:

„Erlaube mir, Dir zu versichern, wie sehr wir an Deinen Sorgen und Deinem Kummer Anteil nehmen, aber Deine Pflicht ist es, auf Deinem Posten auszuharren."

Und der harte Mangin fügt hinzu: „Ich erkläre Ihnen, Herr

General, daß die ganze Armee hinter Ihnen steht. Wir lieben Sie alle sehr, Herr General"[1].

* * *

Im Kriegsministerium, in der Rue St. Dominique, sitzt der Ministerpräsident Ribot dem kürzlich von der Armee zurückgekehrten Kriegsminister Painlevé gegenüber. Die letzten Wochen haben dem achtundsiebzigjährigen Ribot sehr zugesetzt. Er sieht müde und verfallen aus.

„Die Regierung darf unter keinen Umständen die Dinge so wie bisher treiben lassen", beginnt Painlevé scharf. „Die Stimmung im Heer und in der Bevölkerung hat sich radikal gewandelt. Noch kennt das Volk nicht die volle Wahrheit, aber sie sickert durch zahllose Kanäle ins Hinterland. Noch kämpft das Heer unter heroischen Opfern, aber die Postkontrollen an der Front bringen jeden Tag neues Beweismaterial für die wachsende Mißstimmung und beginnende Demoralisation der Truppen ans Licht. In den Wandelgängen der Kammer macht sich ein gefährlicher Defaitismus breit. Dunkle Gerüchte gehen um, und kein Mensch weiß, woher sie stammen. Die Zensur kann die erregte Presse kaum noch niederhalten. Wir treiben in eine fürchterliche Krisis hinein."

„Die Forderung der Stunde ist, daß die Regierung gegenüber dem Großen Hauptquartier ihre ganze Autorität in die Wagschale wirft", fährt der Kriegsminister fort. „Ich habe bei den hohen Kommandostellen höchst unerquickliche Verhältnisse vorgefunden. Micheler und Mazel nehmen die Befehle des Oberkommandos mit skeptischer Verdrossenheit entgegen, ihr Vertrauen zum Großen Hauptquartier ist erschüttert. Mangin predigt „Angreifen, nichts wie Angreifen", als ob das Blutbad vom 16. April für ihn nicht existiere, und Nivelle ist selbstherrlicher denn je, behauptet jetzt, die geplanten Angriffe auf schmaler Front führten mit absoluter Sicherheit zu den gesteckten Zielen. Uebrigens ein merkwürdiger Charakter, dieser General Nivelle. Als ich vor einer Woche die Absetzung Mangins forderte, hat er sich mit großer Geste schützend vor ihn gestellt. Jetzt, wo er seinen eigenen Thron wanken fühlt, erklärt er mir, er sei nur das Opfer seiner Generale,

[1] Palat a. a. O.

deren Unfähigkeit ihm die Niederlage eingebrockt hätte. Nun will er nicht nur Mangin, sondern möglichst auch gleich Micheler und Mazel zum Teufel jagen. Es wird ihm nicht viel helfen. Meiner Meinung nach sollte die Regierung eher heute als morgen diesem verhängnisvollen Mann den Laufpaß geben."

„Der General hat im Kabinett immer noch eine Mehrheit hinter sich", entgegnet Ribot bedächtig. Ein Wechsel im Oberkommando wäre auch gegenwärtig ein zu großer Triumph für den Feind. Was glauben Sie, wie man jenseits des Rheines Viktoria schreien würde, wenn Hindenburgs mächtigster Gegenspieler plötzlich in der Versenkung verschwände."

„Das ist richtig", gibt Painlevé zu. Verschieben wir noch die Entscheidung über Nivelle. Es genügt auch zunächst, wenn wir die erregten Gemüter im Parlament mit der Absetzung Mangins beruhigen. Aber wir müssen Nivelle unter Aufsicht stellen! Das Eingreifen unseres verehrten Präsidenten, der in diesem Fall alle staatsrechtlichen Bedenken zurückgestellt hat, ist schon ein Schritt auf diesem Wege. Selbstverständlich werde ich die Aktion des Staatsoberhauptes parlamentarisch decken."

„Das wird nötig sein", wirft der Ministerpräsident ein, „denn Nivelle ist in dem Fall Ybarnegarny agressiv geworden. Er hat eine geharnischte Beschwerde an Poincaré gerichtet, wie es möglich sei, daß keineswegs autorisierte und dazu nicht unterrichtete Persönlichkeiten das Ohr des Präsidenten fänden und fordert Bekanntgabe des Namens und exemplarische Bestrafung der Gerüchteverbreiter."

„Ich denke, wir lassen diese Angelegenheit ruhen und gehen auf die Beschwerde des Generalissimus nicht ein", sagt Painlevé. „Im übrigen wird der General in den nächsten Tagen genug zu tun haben, um sich mit der Kontrolle des Oberkommandos abzufinden. Ich schlage vor, Herr Präsident, daß wir Pétain, diesen bewährten alten Degen, zum Chef des Generalstabes ernennen und ihm die Machtbefugnis erteilen, daß jeder Operationsplan Nivelles vor der Ausführung seiner Gegenzeichnung bedarf. Bei General Pétain können wir sicher sein, daß mit dem Blut unserer Soldaten gespart wird. Er hat mir schon vor Monaten versichert, daß für unsere geschwächte Armee und die schwierige Ersatzlage die De-

fenſive ſolange das Gegebene iſt, bis mindeſtens 500 000 Amerikaner auf unſeren Schlachtfeldern ſtehen. Die Methoden Pétains, den die Hitzköpfe im Generalſtab zu Unrecht den Zauberer nennen, hätten uns nicht 150 000 Mann unſerer Kerntruppen gekoſtet."
„Hätten wir nur auf ſeine Warnungen gehört", ſagt Ribot leiſe, „dann wäre unſerem armen Lande dieſer furchtbare Rückſchlag erſpart geblieben. Ich glaube, daß Pétains Ernennung jederzeit eine Mehrheit im Kabinett finden wird, es fragt ſich nur, wie lange ſich dieſes Duumvirat im Oberkommando halten wird."
„Das macht mir keine Sorge", entgegnet achſelzuckend der Kriegsminiſter. „Je eher wir mit Nivelle ins Reine kommen, deſto beſſer."

* * *

Vor General Mangin liegt der Brief des Oberſtkommandierenden, der ihm die Enthebung von ſeinem Armeekommando mitteilt. Blaß vor Wut ſtarrt Mangin auf dieſes Stück Papier, rafft es vom Tiſch und wirft es in ohnmächtigem Zorn zerknüllt in die Ecke. In Tonkin, in Marokko, in Madagaskar hat er für Frankreichs koloniale Größe gekämpft, ſeit Beginn des Krieges ſteht er an den Brennpunkten der Weſtfront, unter dem Jubel Frankreichs hat er mit ſeinem Korps das Fort Douaumont wiedererobert, und das ſoll das ſchimpfliche Ende ſein?
Wie eine menſchgewordene glühende Lavamaſſe iſt dieſer General Mangin. Unheimliche Kräfte kochen und brodeln in dem Innern dieſes Mannes. Hartgehämmert in grauſamen Kolonialkriegen, unempfindlich gegen Menſchenopfer, rückſichtslos gegen ſich ſelbſt, von nicht zu überbietender Brutalität in der Durchſetzung ſeiner Ziele, zerfreſſen vom Haß gegen den Landesfeind, gilt er als einer der fähigſten und zugleich gefürchtetſten Generale der franzöſiſchen Armee. Er hat vor Verdun einige Offiziere, die mit ihren Kompagnien aus der Kampflinie geflüchtet waren, kurzerhand ſtandrechtlich erſchießen laſſen und jede Demoraliſation bei der Truppe durch drakoniſche Strafen erſtickt. Nach dem Oktoberſieg 1916 am Douaumont hat er 80 gefangene deutſche Offiziere in eine enge Scheune eingeſperrt und ihnen auf ihre Beſchwerde zyniſch lächelnd antworten laſſen: „Ich habe die Herren nicht ſo zahlreich erwartet."
Das iſt Mangin!

Und dieſer General, der bei ſeinen Untergebenen nicht den geringſten Widerſpruch duldet, macht ſich jetzt auf, um den Generaliſſimus wegen ſeiner Entlaſſung zur Rede zu ſtellen. Da ſtehen ſie ſich im Arbeitszimmer des Oberſtkommandierenden gegenüber: Nivelle, biegſam und höflich wie immer, aber unruhig und nervös, und der kleine ſchmale Mangin mit ſeinen ſchwarzen funkelnden Augen und ſeinem breitvorſtehendem, brutalen Kinn, wie ein zum *Sprung geducktes Raubtier.*

„Der Grund *meines* Kommens wird Ihnen nicht unbekannt ſein, Herr General", beginnt Mangin ohne Umſchweife. „Was werfen Sie mir vor? Wodurch habe ich Ihr Vertrauen verloren? Habe ich ſeit dem Beginn der Schlacht auch nur einen einzigen Vorwurf von Ihnen zu hören bekommen? Haben Sie Grund gehabt, auch nur ein einziges Mal in meine Befehlsgewalt einzugreifen? Ich erinnere mich deſſen nicht! Habe ich nicht nach Ihren Direktiven gehandelt, die uns Armeeführern als Prinzip des Angriffs Schnelligkeit, Ueberraſchung und Brutalität einſchärften?"

„Wollen Sie mir aus den Verluſten des II. Kolonialkorps einen Strick drehen? Sehen Sie ſich doch die Geſamtverluſte der einzelnen Armeen an! Ich habe 30 000 Mann verloren, Anthoine in der Champagne nicht viel weniger, und wieviel hat Mazel verloren? Faſt 45 000 Mann! Und dann wollen Sie mich wegen nutzloſer Schlächterei ins Exil ſchicken?" „Aber ich weiß", fährt Mangin höhnend fort, „Paris ſchreit nach meinem Kopf. Dieſe Zylinderhüte in den Couloirs der Kammer, die, wie die hyſteriſchen Weiber, aus jedem Gefallenen ein Blutbad machen, wollen ein Opfer ſehen. Wenn es nach dieſen Herren ginge, müßte man den Krieg mit Reſolutionen gewinnen. Und dann ſind da dieſe pazifiſtiſchen Beſtien, dieſe von den Boches bezahlten Kreaturen, die ſich nicht ſcheuen, angeſichts des Feindes die Landesverteidigung zu ſabotieren. Dieſe Elenden warten ja nur auf den Augenblick, um über verdiente Soldaten herzufallen, und es iſt die Schande Frankreichs, daß dieſe Defaitiſten heute noch zu gewiſſen Regierungsſtellen Querverbindungen unterhalten. Sind Sie nicht ſelbſt vor Monaten wegen dieſer pazifiſtiſchen Peſt, die ihre Bazillen ins Heer zu tragen ſucht, bei der Regierung vorſtellig geworden? Haben Sie es nicht erlebt, daß die Regierung Ihre Warnungen als Ge-

ſpenſterſeherei abgetan hat? Und jetzt wollen Sie dem Geſchrei der Gaſſe nachgeben und mich, Ihren alten Waffengefährten von Verdun, dieſer Meute opfern?"

Nivelle iſt von den mit furchtbarer Wucht herausgeſchleuderten Anklagen wie zerſchmettert. Totenblaß, unfähig etwas zu entgegnen, ſtarrt er dem tobenden General ins Geſicht. Hier ſtehen ſich nicht mehr Vorgeſetzter und Untergebener, ſondern ein in ſich ſelbſt unſicherer und ſchwankender, und ein mit Energien geladener Menſch gegenüber...

Als Mangin das Große Hauptquartier verläßt, nimmt er die Verſicherung Nivelles mit, daß er nach wie vor ſein vollſtes Vertrauen genieße. Noch am gleichen Abend wird Mangin perſönlich bei dem Kriegsminiſter vorſtellig und meldet, daß der Generaliſſimus nicht mehr auf ſeiner Entlaſſung beſteht. Aber es iſt zu ſpät. Die Regierung hat die Entlaſſung bereits ausgeſprochen. Grollend tritt Mangin von der Bühne des Krieges ab, auf die ihn erſt wieder im letzten Kriegsjahr der alte „Tiger" zurückruft. — Die unbeſtändige Haltung Nivelles, der in dieſen Tagen zwiſchen der eigenen Abdankung und dem ängſtlichen Beſtreben, ſich auf ſeinem Poſten unter Preisgabe ſeiner Untergebenen zu halten, hin und her ſchwankt, führt zu einer wahren Anarchie in den Spitzen der Befehlsgewalt der franzöſiſchen Armee. Zugleich mit der Opferung Mangins hatte ſich Nivelle entſchloſſen, auch General Micheler, den Führer der „Heeresgruppe Durchbruch", preiszugeben. In dem Hauptquartier Michelers, in Dormans, findet die entſcheidende Unterredung ſtatt. Der General, von Mangins Sturz unterrichtet, ahnt, daß auch er in die Wüſte geſchickt werden ſoll und iſt auf den Beſuch des Oberſtkommandierenden vorbereitet. In ſeinen Erinnerungen ſchildert Pierrefeu[1] den beiſpielloſen Zuſammenſtoß dieſer beiden Generale:

„Sobald ihm die Ankunft Nivelles gemeldet war, riß Micheler ſeine Fenſter, die auf einen Garten führten, weit auf, damit ſeine Offiziere, die in den benachbarten Zimmern verſammelt waren, hören konnten, was er ſagen würde. Nach den erſten Worten unterbrach er den Generaliſſimus und mit einer furchtbaren Stimme, die durch das ganze Haus tönte, machte er ſeinem Herzen Luft. Die

[1] a. a. O.

Szene iſt mir von einem Offizier des Stabes dargeſtellt worden, der ihr beigewohnt hat und dem kein Wort der Auseinanderſetzung entgangen iſt. „Es war eine ſchreckliche Situation", ſagte er mir, „wir wußten nicht, wohin wir uns verſtecken ſollten".

„Herr General", ſchrie Micheler, „es iſt eine Infamie, die Sie begehen, wenn Sie mich für die begangenen Fehler verantwortlich machen wollen, mich, der ich es an Warnungen nicht habe fehlen laſſen. Wiſſen Sie, wie man ſo etwas nennt? Das nennt man Feigheit!"

Der Generaliſſimus verließ brüsk das Zimmer und beſtieg ſein Auto, ohne daß ihn jemand begleitete. Er taumelte, wie ein Trunkener..."

* * *

Unabhängig von dieſem Zwiſt der Generale läuft der gewaltige Mechanismus der Schlacht ab. Seit Tagen tobt das Trommelfeuer wieder auf der ganzen Front. Bei windſtillem, ſonnigem Wetter lagern dichte Wolken von Geſchoßqualm und Kreideſtaub über den aufgeriſſenen Höhen der Champagne. In die Trichter gepreßt, laſſen die Verteidiger das Unwetter der ſchweren Einſchläge und den dumpf polternden Regen aufgewirbelter Kreidebrocken über ſich hinweggehen. Aus den vergaſten und verfilzten Wäldern hinter der deutſchen Bergfront ſtoßen weiße Qualmwolken in den blauen Frühlingshimmel. Hier raſt das Abwehrfeuer der deutſchen Artillerie.

Am 30. April tritt Anthoine mit ſechs friſchen Diviſionen, 60 000 Bajonetten, zum Sturm an. Sie ſtoßen auf eine Front von vier ſchwachen Diviſionen, die ſchon vierzehn Tage, zum Teil noch länger, in der Abwehrſchlacht liegen und beſtenfalls noch 8000 Gewehre ins Feuer bringen können. Bei den beiden brandenburgiſchen Diviſionen, die im Zentrum der Bergſtellung den Luginsland, Hochberg, Keilberg und Pöhlberg zu verteidigen haben, klaffen breite Lücken. Die Kompagnien ſind zu kleinen Gruppen zuſammengeſchmolzen. Sie werden zum Teil von Unteroffizieren und Fähnrichen geführt, Bataillone von Leutnants kommandiert. Nicht beſſer ſieht es bei den weſtfäliſchen und badiſchen Regimentern aus. Die friſchen franzöſiſchen Regimenter greifen mit Schwung an.

Ihre Offiziere setzen sich rücksichtslos ein. Regiments- und Bataillonskommandeure fallen in den vordersten Sturmlinien. Mit Todesverachtung stürzen die folgenden Wellen über die Körper der Getroffenen. Aber sie können die lebendige Mauer nicht einrammen. Diese Westfalen, in deren Trichtern sich nichts rührt, als die Franzosen aus ihren Gräben springen, und die nach dem Kriegstagebuch des X. französischen Armeekorps erst auf allernächste Entfernung — à bout portant — ihre Maschinengewehre hämmern und ihre Büchsen knallen lassen, sind ebensowenig zu schlagen wie die Brandenburger, die auf den Trichterrändern stehend freihändig die blauen Stürmer mit vernichtendem Feuer empfangen. Den Hochberg nimmt der Franzose, aber Frankfurter Grenadiere werfen ihn im Gegenstoß wieder zurück. Um die Kuppen des Keilberges und Pöhlberges, die von märkischen Regimentern der 6. Division gehalten werden, tobt ein wütender Nahkampf. Die ausgebluteten Regimenter müssen das letzte Gewehr einsetzen, um die Flut zu dämmen. Bagagemannschaften, Schreiber und Rekrutenkompagnien aus dem Ersatzdepot werden in die brodelnde Schlacht geworfen. Als der Abend niedersinkt, können Anthoines Regimenter ihren Erfolg nach Schritten abzählen. Der unter verschwenderischem Einsatz von Menschen und Material durchgeführte Großangriff ist völlig gescheitert.

Aber wie sehen die deutschen Regimenter aus, die nach wochenlangem Ausharren unbesiegt dieser Abwehrschlacht den Rücken kehren! Kein Regiment, das noch mehr als die Hälfte seiner Kampfkraft behalten hat; viele bringen nur den dritten Mann zurück. Aber es gibt auch Regimenter, die fast vernichtet sind. So läßt das brandenburgische Infanterieregiment 64 an Toten, Verwundeten und Vermißten 1508 Mann auf der Walstatt, das sind 80% seiner Kampfstärke. Noch schwerer sind seine Führerverluste. Sie erreichen bei einem Ausfall von 44 Offizieren, sowie 69 Zugführern und Offizierdienstuern, fast 90%. Hierunter befinden sich 18 gefallene Offiziere und 37 gefallene Offizierdienstuer. Diese erschreckenden Ziffern, die bei dem Prenzlauer Infanterieregiment 64 nicht allein stehen, erhalten noch dadurch eine besonders düstere Färbung, weil es sich bei diesen Führerverlusten um *nicht mehr ersetzbare*, kampferprobte alte Soldaten handelt, die bei dem

ausgesprochenen Milizcharakter der Armee das Gerüst des Feldheeres bilden. Für die Erbitterung, mit der diese Abwehrschlacht im Frühjahr 1917 ausgefochten wurde, und für den Geist der Truppe ist bezeichnend, daß dieses fast vernichtete Regiment an Gefangenen nur 100 Mann verlor, die in einem eingeschossenen Tunnel festgekeilt, sich nach dreitägigem Widerstand ergeben mußten, als nach mißlungenen Befreiungsversuchen der Wasser- und Proviantvorrat ausgegangen war. So kämpfte der deutsche Soldat im dritten Kriegsjahr!

* * *

Nivelle und Pétain sind übereingekommen, die Offensive an der Aisne erst nach einem fünftägigem Trommelfeuer zu erneuern. Auf schmale Fronten zusammengefaßt ist die Zerstörungsarbeit der französischen Geschützmassen noch intensiver als vor dem 16. April. Die Höhen und Bergstellungen verlieren ihr altes Aussehen. Ihre Kuppen werden von den Salven der schweren Granateinschläge abgetragen. Eine zerkraterte, verbrannte und von Schwefeldämpfen vergiftete Mondlandschaft liegt unter einem einzigartigen blauen Frühjahrshimmel. Die Nervenkraft der Verteidiger wird auf eine harte Probe gestellt. Herbe Verluste treten bei den Stellungsdivisionen ein. Am 4. Mai setzen die Franzosen an den Wetterecken der Offensivfront, vor dem Brimont und dem Chemin des Dames, zum Sturm vor. Aber es sind nicht mehr die Soldaten, die am 16. April beschwingten Fußes, im Gefühl des kommenden Sieges, durch das Niemandsland vorstürzten. Die Divisionen, die jetzt aus den Gräben steigen, haben schon ohne Ausnahme in der ersten Woche der Schlacht geblutet und ihre beste Kraft auf dem Kampffelde gelassen. Wohl gibt es noch Truppenteile, die opferwillig den Angriff vortragen, aber zahlreiche Regimenter verlassen nur noch mit halbem Vertrauen, andere mit kaum verhehltem Widerwillen ihre Deckungen.

An der Brimontfront wiederholt sich für Mazels V. Armee das Trauerspiel vom 16. April. Wieder bringen die Franzosen über die feuersprühenden Böschungen der Reimser Bahnlinie hinweg, überschreiten das Trichterfeld, in denen noch ihre gefallenen Kameraden vom ersten Sturmtag liegen und nehmen den schon am 16.

April so heiß umkämpften Schlüsselpunkt Bermérícourt. Aber wieder packt sie der Gegenstoß deutscher Eingriffsdivisionen, wieder fluten sie im Flankenfeuer der Geschütze und Maschinengewehre vom Brimont zurück und geben das teuer erkaufte Gelände zum zweiten Mal preis. Schon um 9 Uhr morgens ist die deutsche Abwehrzone zum größten Teil wieder vom Feinde gesäubert. Zwei französische Bataillone, die sich an die Trümmer von Bermérícourt klammern, kämpfen, abgeschnitten von allen Verbindungen, einen aussichtslosen Kampf. Bis um 1 Uhr mittags steigen noch aus den Ruinen hilfeheischende Leuchtraketen, ertönt deutlich vernehmbar der Notruf eines Clairons. Dann erlöschen die letzten Lebenszeichen. 500 Mann, der Rest der Besatzung, ziehen in ehrenvolle Gefangenschaft. An der Bergfront des Chemin des Dames fällt am 5. Mai nach zweitägigem wogenden Infanteriekampf das zu Schutt zermahlene Craonne mit dem Winterberg in französische Hand. Auf Ersuchen des Kriegsministers feiert die französische Presse zur Beruhigung der Oeffentlichkeit den „Sieg von Craonne" in blendenden Farben. Nach Nivelles ursprünglichem Operationsplan sollte dieser Ort am 16. April dreißig Minuten nach Beginn des Sturmangriffs fallen.

Für den französischen Generalstab ist das Ergebnis dieser Großkampftage nicht weniger bitter, als die schwere Niederlage zu Beginn der Schlacht. Trotz eines phantastischen Aufwandes an Vernichtungsmaterial, das diesmal auf schmalen Abschnitten zu verheerender Wirkung gelangt war, trotz stärkster Ueberlegenheit an menschlicher Kampfkraft und schwerer Erschütterung der deutschen Stellungsdivisionen, war es nicht gelungen, auch nur einen Teil der nah begrenzten Sturmziele zu erreichen. Dem neuen deutschen Abwehrverfahren, der Verteidigung aus der Tiefe, war mit den bisherigen Mitteln nicht beizukommen.

Die französischen Generale können sich nach diesen Tagen der beunruhigenden Erkenntnis nicht verschließen, daß die Kampfmoral der Truppen rapide gesunken ist. Der Führer der V. Armee, General Mazel, prangert mit scharfem Tadel das Verhalten des II. Armeekorps an, dessen drei Divisionen erobertes Gelände vor deutschen Gegenstößen kampflos preisgaben und sich vielfach wieder in ihre Ausgangsstellungen zurückdrücken ließen, obwohl die Ver-

luſte dieſer drei Diviſionen mit etwa 2000 Mann, das ſind knapp acht Prozent, noch nicht den vierten Teil der Ausfälle erreichten, die andere Truppenteile erlitten. Noch bedenklicher ſchien, daß ſich auch bei Eliteregimentern Vorgänge abgeſpielt hatten, die früher ſelbſt bei weniger zuverläſſigen Formationen unvorſtellbar geweſen wären. Eigene Artillerie hatte, ſei es, daß die Geſchütze ausgeleiert oder die Batterien über den Standort der vorderſten Linie nicht im Bilde waren, ein Jägerregiment beſchoſſen und durch Volltreffer erhebliche Verluſte hervorgerufen. Ohne ſich von ihren Offizieren halten zu laſſen, verließen die Jäger ſchwarmweiſe ihre Stellung und eilten rückwärts zu den Artilleriеſtellungen, um die Unglücksbatterien aufzuſtöbern und Rache zu nehmen. Mit Mühe und Not konnten im letzten Augenblick die erbitterten Leute davon abgehalten werden, unter den Artilleriſten ein Maſſaker anzurichten. Später verbreitet ſich unter den Jägern das Gerücht, daß die Beſchießung durch eigene Artillerie eine Strafmaßnahme für einen am Vorabend mißlungenen Angriff geweſen ſei. Ein Teleſoniſt verſicherte, ein Geſpräch zwiſchen dem Diviſionskommandeur und einem Oberſt abgehört zu haben, in deſſen Verlauf der General die zyniſche Bemerkung fallen ließ: „Die Kadaver der Kerle können uns noch als Sandſäcke etwas nutzen“[1].

* * *

Am 3. Mai treffen Miniſterpräſident Lloyd George und Admiral Jellicoe, der Befehlshaber der Grand Fleet, im Hauptquartier des Marſchall Haig in Doullens ein.

„Es iſt höchſte Zeit, daß Sie kommen“, begrüßt Haig den Miniſterpräſidenten.

„Steht es ſo ſchlimm mit den Franzoſen?“

„Nivelle hat einen ſchweren Kinnhaken einſtecken müſſen“, antwortet der Marſchall. „Hindenburg bort jetzt aus der tiefen Rück-

[1] Dieſer Vorfall, der in den Werken der Generale Percin und Palat (a.a O.) angeführt wird, läßt ſich mangels näherer Quellenangaben auf ſeine hiſtoriſche Wahrheit nicht überprüfen. Allerdings findet ſich auch in den Memoiren Poincarés die Feſtſtellung, daß General Bazelaire im April 1916 vor Verdun ſeiner Infanterie in einem Tagesbefehl gedroht habe, ſie von eigener Artillerie niederkartätſchen zu laſſen, wenn ſie zurückginge. Hieraus läßt ſich alſo ſchließen, daß die Methoden zariſtiſcher Generale auch bei der franzöſiſchen Armee während des Krieges angewandt wurden.

lage. Wir haben das vor Arras auch zu ſpüren bekommen, aber die Franzoſen ſind nicht mehr ſo hart im Nehmen. Haben in der Vergangenheit zuviel Blut verloren."

„Aber unſere Bundesgenoſſen werden ſich doch an die Abmachungen von Chantilly, an den Generalplan der Offenſive, gebunden halten?" brauſt Lloyd George auf.

„Ich fürchte, nein! In Paris herrſcht ſehr häßliche Depreſſion. Regierung iſt für Einſtellung der Offenſive. Will offenbar nach Pétains Rezept die Amerikaner abwarten. Den tüchtigſten Draufgänger, Mangin, hat man ſchon abgehalftert. Fürchte, daß auch die Stunden Nivelles gezählt ſind. Hat ſich ein bißchen zu viel zugemutet, wollte die engliſche Armee auch noch kommandieren", knurrt Haig, mit einem deutlichen Seitenhieb auf den Miniſterpräſidenten, der, ſehr gegen ſeinen Willen, im März die Unterſtellung der Engländer unter franzöſiſchen Oberbefehl genehmigt hatte.

„Eine Einſtellung der Offenſive können wir auf keinen Fall zulaſſen", ruft Lloyd George erregt. „Rückfall in die Verteidigung bedeutet die Niederlage. Wir dürfen den Deutſchen zu Lande keine Stunde Ruhe gönnen, wo ſie uns jetzt mit ihren U-Booten an das Leben wollen. Sehr ſchön geſagt: auf die Amerikaner warten. Aber wer gibt England die Zeit zum Warten? Im März haben wir 700 000, im April ſogar eine Million Tonnen Schiffsraum verloren. Geht die Torpedierung unſerer Handelsflotte in dieſem Tempo weiter, dann liegen unſere letzten Schiffe bei den Haifiſchen, wenn die Yankees die Ueberfahrt nach Frankreich antreten wollen."

„Wir müſſen Paris unſere Unnachgiebigkeit fühlen laſſen", bemerkt Haig phlegmatiſch. „Das Nächſtliegendſte iſt, daß die engliſchen Armeen wieder der franzöſiſchen Befehlsgewalt entzogen werden. Schon das wird unſere Bundesgenoſſen etwas zu ſich bringen."

* * *

Eine froſtige Stimmung lagert über der Zuſammenkunft der verbündeten Staatsmänner und Generale. Die Franzoſen können ihre Niedergeſchlagenheit, die Engländer ihre Enttäuſchung nicht ver-

bergen. Miniſterpräſident Ribot, der in Begleitung mehrerer Kabinettsmitglieder und der Generale Nivelle und Pétain erſchienen iſt, bemüht ſich, in ſeiner Begrüßungsrede Haltung zu bewahren. Frankreich habe bisher die ſchwerſten Opfer von allen Alliierten gebracht und ſei ſelbſtverſtändlich auch ferner bereit, alles zu tun, um der gemeinſamen Sache zum Siege zu verhelfen. Aber jetzt ſei es am Ende ſeiner Kraft. Es brauche eine längere Atempauſe. Die Verluſte dieſes Frühjahres ſeien über alle Erwartungen hoch. Um die Lücken auszufüllen, ſeien die Erſatzdepots in der Heimat leer gefegt worden. Schon ſtehe der Jahrgang 1898 an der Front und habe bereits erheblichen Blutzoll entrichten müſſen. Woher neuen Erſatz nehmen? Es blieben als letzte Reſerve nur noch der Jahrgang 1899 und die geheilten Verwundeten.

Die engliſchen Militärs lauſchen mit unbeweglichem Geſicht der Ueberſetzung des Dolmetſchers. Lloyd George, der ſich kein Wort entgehen läßt, hört aus der Rede nur die Lähmung des Kampfwillens und die Einſtellung der gemeinſamen Offenſive heraus. So ernſt hat ſich der engliſche Premierminiſter die Situation im Lager der Bundesgenoſſen nicht vorgeſtellt. Er entſchließt ſich ſogleich, den Stier bei den Hörnern zu packen. Er meldet ſich zum Wort.

Da ſteht dieſer robuſte, unterſetzte Volkstribun, der noch während des Burenfeldzuges in England, wegen ſeiner radikalen Reden gegen den Raubkrieg, als Feind der Nation beſchimpft und von fanatiſchen Gegnern auf offener Straße niedergeſchlagen wurde, dieſer feurige Walliſer, der es vor wenigen Monaten als Verfechter des ſchärfſten Kurſes gegen Deutſchland fertig bekommen hatte, den verſtändigungsbereiten Aſquith zu ſtürzen und das engliſche Volk in zahlloſen Reden zum Krieg bis aufs Meſſer aufzupeitſchen. Mit der gleichen Härte, mit der dieſer Premierminiſter dem engliſchen Parlament einhämmerte, daß es in dieſem Krieg um Sein oder Nichtſein ginge und dem Unterhaus drakoniſche Kriegsſteuern und radikale Reformen aufzwang, mit der gleichen glühenden Beredſamkeit, mit der dieſer Staatsmann die ſtreikenden Bergarbeiter ſeiner engeren Heimat wieder in die Gruben brachte, rüttelt er jetzt die Bundesgenoſſen aus ihrer Lethargie auf.

„Die ganze Laſt dieſes Krieges", beginnt er mit ſeiner metalliſchen

Stimme, „ruht jetzt auf den Schultern Frankreichs und Großbritanniens. Rußland ſteckt im Nebel der Revolution. Was Italien noch leiſten kann, weiß im Augenblick niemand. Amerika iſt noch eine völlige Unbekannte in unſerer Gleichung. Man muß ſich damit vertraut machen, daß wir auf lange Sicht nicht mit militäriſcher Unterſtützung von anderer Seite rechnen können. 500 000 Amerikaner werden uns bei längerer Dauer des Krieges viel nützen, aber die Hauptſache iſt doch wohl, wie wir die Zeit überſtehen, bis ſie ankommen, und wir wiſſen heute auch noch nicht, woher wir den Schiffsraum für die Transporte nehmen ſollen. Ich halte es für verhängnisvoll, die Ergebniſſe unſerer gemeinſamen Frühjahrsoffenſive nur ſchwarz in ſchwarz zu malen. Gewiß, die Verluſte ſind ſehr ſchwer, aber nicht die franzöſiſchen allein. Die Armeen von Sir Douglas Haig haben in den letzten vier Wochen vor Arras 185 000 Mann verloren, alſo noch mehr als Nivelle an der Aisne. Ich gebe zu, daß der erzielte Erfolg weit hinter unſeren Erwartungen zurückgeblieben iſt, aber war dies etwa an der Somme, in der Champagne, bei La Baſſée nicht der Fall? Schließlich haben wir doch im Verlauf der Offenſive 45 000 Gefangene gemacht und einige Hundert Geſchütze und Maſchinengewehre als Beute eingebracht. Stellen Sie ſich doch einmal vor, es wäre umgekehrt geweſen! Welche Welle des Peſſimismus würde in dieſem Fall unſere Länder durchfluten! Wir ſtehen ohne Zweifel unter einem ſtarken Druck, aber wir ſind nur allzu ſehr geneigt, die Schwierigkeiten des Feindes zu unterſchätzen.“

„Es gibt meiner Meinung nach in dieſer Situation für Frankreich und Großbritannien keine andere Wahl, als auf dem zweifellos mitgenommenen Gegner herumzuhämmern, bis ſein Widerſtand zerbricht. Stoppen wir aber die Offenſive ab und beſchränken uns auf kleine Unternehmungen, ſo wird Hindenburg ſagen: Wir haben ſie geſchlagen! Aus dieſem Grunde müſſen die letzten Kräfte eingeſetzt werden. Marſchall Haig bereitet einen großen Schlag in Flandern vor. England wird dazu alle entbehrlichen Truppen hergeben. Dieſer Einſatz wäre aber nutzlos, wenn nicht die franzöſiſche Armee gleichzeitig mit aller Energie den Angriff weiterführt.“

„Sicherlich wird die Fortſetzung der Offenſive“, fährt Lloyd George

mit erhobener Stimme fort, „bei einem Gegner, wie der Deutſche es iſt, neue ſchwere Opfer fordern. Aber wir müſſen ſie in Kauf nehmen. Schließlich befinden wir uns doch in einem Kriege, und ich habe noch keinen Krieg kennen gelernt, den man ohne Verluſte führen, geſchweige denn gewinnen kann. Dieſer Krieg wird niemals mit einem Verſtändigungsfrieden enden, ſondern nur mit dem völligen Knockout eines der beiden Gegner. Damit wir nicht diejenigen ſind, die zu Boden gehen, iſt vor allem das Eine notwendig: Zähigkeit und Ausdauer. Das möchte ich den franzöſiſchen Kollegen im Namen der britiſchen Regierung ſagen."

Die kraftſprühende, leidenſchaftliche Rede Lloyd Georges wirkt Wunder. Die franzöſiſchen Miniſter haben ihre Schwächeanwandlung überwunden. Ribot verſichert mit bewegten Worten, daß Frankreichs Regierung ſich rückhaltlos mit den Zielen der engliſchen Bundesgenoſſen einverſtanden erklärt und, ungeachtet aller Enttäuſchungen der vorgangenen Wochen, den Kampf fortſetzen wird.

„Wir haben niemals daran gedacht, in die Defenſive zurückzufallen", ruft Painlevé dazwiſchen. Er weicht hierbei dem Blick des General Nivelle aus, der bei dieſen Worten ſtarr auf ihn gerichtet iſt.

Lloyd George hat erreicht, was er wollte. Das franzöſiſche Pferd, das aus dem Geſchirr ſpringen wollte, iſt wieder vor den Kriegswagen geſpannt, und die Peitſche des engliſchen Wagenlenkers wird ſchon dafür ſorgen, daß es mit ſeiner letzten Kraft hilft, das Gefährt aus dem Sumpf zu ziehen.

Die Generale haben ſich zurückgezogen und legen in kurzer Beratung die Grundſätze für die weiteren Operationen des Jahres 1917 feſt. Einſtimmig wird die Faſſung angenommen, daß nach den Erfahrungen der Frühjahrsſchlachten auf den Durchbruch verzichtet wird und an ſeine Stelle die Zermürbung der deutſchen Reſerven tritt. Jede Initiative des Gegners an der Weſtfront und auf den anderen Kriegsſchauplätzen ſoll verhindert, jeder begrenzte Erfolg bis zum äußerſten ausgebeutet werden. Damit iſt die Entente zu den Prinzipien der Sommeſchlacht zurückgekehrt, die vor noch nicht fünf Monaten an der Jahreswende 1916 einem Joffre und Foch den Hals gebrochen hatten.

Unterdeſſen hat ſich der innenpolitiſche Kampf um die Stellung

Nivelles von Tag zu Tag zugespitzt. Kriegsminister Painlevé will nach dem Scheitern der letzten Großangriffe mit der Kaltstellung des Generalissimus nicht länger warten. Er hat nicht umsonst die Presse veranlaßt, die dürftigen Ergebnisse am Chemin des Dames als Sieg zu feiern, um die gehobene Stimmung der Oeffentlichkeit zu einem geräuschlosen Wechsel im Oberkommando auszunutzen.
Aber nach wie vor stößt Painlevé auf eine Mehrheit im Kabinett, die sich gegen eine Absetzung des Generalissimus sträubt[1]. Nivelles Anhänger in der Regierung verschanzen sich hinter der Ernennung Pétains zum Chef des Generalstabes, die genügend Sicherheiten gegen abenteuerliche Unternehmungen biete; auch fürchten sie, daß eine Offenlegung des Konfliktes die Vertrauenskrise im Lande noch verschärfen wird. Nach heftigen Debatten gelingt es dem Kriegsminister, die widerstrebenden Kabinettsmitglieder davon zu überzeugen, daß eine Systemänderung der Kriegsführung ohne einen Personenwechsel nicht denkbar und die „Methode Nivelle-Mangin" jetzt endgültig von dem „System Pétain" abgelöst sei. Painlevé erhält jetzt freie Hand, die Absetzung Nivelles durchzuführen, aber Nivelles Anhänger bestehen darauf, daß diese Absetzung nur im Einverständnis mit dem Generalissimus erfolgen soll.
Der Kriegsminister teilt Nivelle zunächst nur den Beschluß der Regierung mit, einen Wechsel im Oberbefehl vorzunehmen. Nivelle erklärt kurz, er werde sich den Befehlen der Regierung fügen. Aber unmittelbar darauf scheint der General anderen Sinnes geworden zu sein. Als der Kriegsminister ihm in einer Unterredung unter vier Augen vorschlägt, daß eine freiwillige Abdankung aus gesundheitlichen Rücksichten im Hinblick auf die Stimmung des Landes das Gegebene sei, antwortet Nivelle mit beißender Ironie: „Ich habe mich noch nie in meinem Leben so gesund gefühlt wie jetzt, Herr Minister! Die Regierung kann mir wohl befehlen, ihrem Beschluß nachzukommen, sie kann mir aber nicht zumuten, daß ich meinen Abgang den politischen Gesichtspunkten anpasse, denen ich meinen Sturz zu verdanken habe."
„Herr General", schreit der Kriegsminister sich vergessend, „mit Ihrer Weigerung stürzen Sie das Land in eine neue Welle der Erregung. Damit spielen Sie das Spiel des Feindes!"

[1] Painlevé: Comment j'ai nommé Foch et Pétain.

Nivelle, der nach den ſchweren Zerwürfniſſen mit ſeinen Generalen ſeinen inneren Halt vollſtändig wieder gewonnen hat, iſt jetzt feſt entſchloſſen, den Kampf mit dem Kriegsminiſter bis zum Ende auszufechten. Er hält ſich noch für ſtark genug, um Painlevé ſeinerſeits zu ſtürzen. Er ſucht ſeine Freunde in der Regierung auf, knüpft Verbindungen mit bekannten Journaliſten und Politikern an und bemüht ſich, auf jede erdenkliche Weiſe Bundesgenoſſen zu bekommen. Bei dem Präſidenten der Republik laufen Bittſchriften und Eingaben ein, die Abſetzung des Generals nicht zu unterzeichnen, denn Nivelles Demiſſion bedeute „das Ende Frankreichs". Auch erſcheint Nivelle ſelbſt bei Poincaré und teilt dem Präſidenten den unumſtößlichen Entſchluß mit, eine freiwillige Abdankung zu verweigern. Seine Abſetzung ſei gleichbedeutend mit dem offenen Eingeſtändnis der Niederlage. Der Erfolg dieſer Betriebſamkeit bleibt nicht aus. In einer ſtürmiſchen Kabinettsſitzung erklärt die Mehrheit der Miniſter, eine Abſetzung Nivelles ohne ſeine ausdrückliche Zuſtimmung nicht billigen zu können. „Dann wählen Sie zwiſchen mir und Nivelle", ruft Painlevé in höchſter Erregung. „Auch ich werde mein Amt zur Verfügung ſtellen", ſekundiert Ribot ſeinem Kriegsminiſter. Das iſt die offene Drohung mit einer Sprengung der Regierung, die unabſehbare Folgen nach ſich ziehen müßte. Vor dieſer Drohung ſchreckt die Mehrheit zurück und gibt nach.
Nivelles Schickſal iſt beſiegelt. Am 15. Mai 1917 erhält der General den Beſcheid, daß er ſeiner Stellung enthoben ſei und der Oberbefehl vom General Pétain übernommen werde. Den Poſten Pétains als Generalſtabschef erhält der im Dezember 1916 nach der Sommeſchlacht in Ungnade gefallene General Foch. So glänzend der Aufſtieg Nivelles geweſen war, ſo jäh war der Abſturz. Vor kurzem noch der Heros und die Hoffnung Frankreichs, der Mann, der das Mirakel des Sieges in ſich trug, verläßt er jetzt, ein geſchlagener Feldherr, verfolgt von den Flüchen und Verwünſchungen der Armee und des Landes, den heimatlichen Boden und taucht in Marokko unter.

* * *

In einer dunklen Stunde des franzöſiſchen Heeres ergreift General Pétain das Steuer. Es iſt alles ſo eingetroffen, wie dieſer

kühle Rechner, dieser strenge Methodiker der Kriegskunst es vorausgesagt hat. Nach vier Wochen vergeblicher Massenangriffe liegt die Armee vor der tiefgegliederten deutschen Abwehrfront festgekeilt. Diese weist zwar starke Risse auf, ist aber im ganzen unerschüttert geblieben. Die Verluste übertreffen die schlimmsten Erwartungen. Vom 16. bis 25. April hat die Schlacht 135 000, bis Mitte Mai 200 000 Mann der französischen Kerntruppen gekostet.

Wie in den besten Tagen seiner Geschichte war der französische Soldat am 16. April zum Sturm angetreten. Der Gedanke an den Durchbruch ins freie Feld, an Verfolgung und Vormarsch hatte ihn vorwärts gepeitscht und ihn die Schrecken von Verdun, den trostlosen Ausklang der Sommeschlacht vergessen lassen. Umsonst die heroischen Opfer, umsonst der stürmische Elan der ersten Tage. Vergeblich auch das heftige Drängen der Generale zu immer und immer wiederholten Sturmangriffen, über die selbst die Offiziere in der Front den Kopf schüttelten; vergeblich das sture Anrennen gegen die gleichen Bergstellungen, die gleichen feuersprühenden Dorftrümmer und Grabenbastionen.

Jetzt ist alles aus. Wieder dehnt sich vor dem französischen Soldaten, der das lockende Ziel schon vor Augen sah, endlos die graue Straße des Krieges. Erschlafft und zermürbt liegen die Regimenter — wie vor einem Jahr, wie vor zwei Jahren — in dem verhaßten Grabengewirr und Trichterfelde festgebannt. Verstört und entmutigt hocken die Mannschaften der abgelösten Kampfdivisionen in ihren Ruhequartieren, wo sie jeden Tag der Befehl wieder auf die Schädelstätten des Chemin des Dames rufen kann.

Wut und Mißtrauen gegen die Generale, die nichts anderes können, als ihre Soldaten wieder und wieder in das Kreuzfeuer der Maschinengewehre zu jagen, Haß und Hohn gegen Regierung und Parlament, die den Krieg ins Endlose verlängern, schleichen sich in die Mannschaftsquartiere ein. Flugblätter tauchen auf und gehen von Hand zu Hand.

„Es ist eine Lüge, daß das Elsaß von Deutschland unterdrückt wird. Unsere Regierung führt einen Annexionskrieg!" — „Ihr müßt bluten, damit England einen Wirtschaftskonkurrenten vernichtet." — „Seid Männer und nehmt Euer Schicksal in die eigene Hand". —

So geistert und flattert es durch die Lagerbaracken, die Unterstände und Lazarette. Beunruhigt stellen die Offiziere die wachsende Gärung unter den Mannschaften fest. Die Grußpflicht wird nicht beachtet, die Soldaten tragen sich lässig im Anzug, sie rotten sich in der Freizeit zusammen und lärmen und diskutieren. Eine schwere, schleichende Krise hat das Heer gepackt.

Eines Tages schlägt die Flamme der Rebellion hoch. Am 3. Mai erhalten die in Ruhe liegenden Regimenter der 2. Kolonialdivision den Befehl, sich zum Abmarsch an die Front fertig zu machen, wo sie am nächsten Tage an einem Großangriff teilnehmen sollen. Sogleich nach Bekanntgabe des Befehls laufen Zettel durch die Quartiere: „Nicht marschieren!" Als die Stunde des Antretens gekommen ist, sind die Alarmplätze leer. Statt dessen ziehen die Mannschaften ohne Waffen und ohne Gepäck in dichten Haufen mit dem Ruf: „Nieder mit dem Krieg! Tod den Verantwortlichen!" durch die Straßen. Ein Trupp zieht vor das Stabsquartier und brüllt, daß der Poilu es satt habe, seine Haut für wenige Centimes zu Markte zu tragen, während die Munitionsarbeiter zwanzig Franken am Tage verdienten.

Völlig überrumpelt von diesem Ausbruch des Massenungehorsams sieht der Divisionär mit den Regimentskommandeuren keine andere Möglichkeit des Eingreifens, als die Leute durch gütliches Zureden zur Vernunft zu bringen. Frontoffiziere, die bei der Truppe in gutem Ruf stehen und die Sprache des einfachen Soldaten sprechen, mischen sich unter die Meuterer, versichern ihnen, daß sie nicht zum Angriff eingesetzt würden, daß es aber Ehrenpflicht sei, müde, abgekämpfte Kameraden im Graben abzulösen; sie appellieren an die alten Soldaten, mit denen sie so manchen harten Strauß ausgefochten haben und erreichen so, daß erst die Masse der Mitläufer, dann auch die eigentlichen Aufrührer, in ihre Quartiere zurückkehren, Waffen und Gepäck holen und zum Abmarsch antreten. Die Division rückt an die Front, kann aber nach diesen Vorkommnissen nicht als Angriffstruppe, sondern nur als Grabenbesatzung eingesetzt werden. An ihrer Stelle müssen eiligst herangeholte, abgesessene Kavallerieregimenter die Lücke ausfüllen und bei der Mühle von Laffaux zum Sturm antreten.

Dieser ernste, aber noch friedlich abgelaufene Zwischenfall ist jedoch

nur ein harmloſes Vorſpiel zu den Ereigniſſen, die ſich in den nächſten Wochen mit rapider Geſchwindigkeit entwickeln, die Schlagkraft des franzöſiſchen Heeres bis zur völligen Bewegungsloſigkeit lähmen und Frankreich an den Rand des Abgrundes bringen.

* * *

In der ſüdlichen Vorſtadt von Soiſſons liegt Mitte Mai eine Brigade in Ruhe, darunter das Infanterieregiment 370. Die Abmarſchbefehle zur Front ſind bekannt gegeben. Schon ſeit Tagen herrſcht eine dumpfe Gärung in der Truppe. Am Abend vor dem Abmarſch finden in den Quartieren Verſammlungen ſtatt. Es ſind nicht die jungen Rekruten, die ſoeben ins Feld gekommenen jüngſten Jahrgänge, die das große Wort führen. Alte Soldaten mit harten Geſichtern und fanatiſchen Augen, unter ihnen Korporäle und Sergeanten, die ſchon an der Marne gekämpft haben, ſtehen auf Bänken und Stühlen und ſprühen Haßreden gegen den Krieg, gegen die unfähige Regierung, die Schieber und Kriegsgewinnler.

„Unſere Weiber krepieren vor Hunger! Die Deputierten mäſten ſich!" ruft ein finſterer Soldat, ein Syndikaliſt.

„Poincaré will keinen Frieden mit Deutſchland!" — „Die Generale wollen die Blutoffenſive fortſetzen." — „Heute nacht ſollen wir marſchieren", tönt es in wilden Zurufen aus der Menge.

„Wir werden nicht marſchieren", ruft ein Unteroffizier mit geballter Fauſt...

Zwei Stunden vor dem Abmarſch — es iſt 11 Uhr nachts — ſind die engen Gaſſen, in denen ſich die Mannſchaftsquartiere befinden, voll von Soldaten. Eine Kantine mit Weinvorräten iſt geplündert, und der Alkohol hat die Stimmung bis zur Siedehitze erregt. Da rattert es die Straße hoch. Rufe und Gebrüll ertönen. Zwei Laſtwagen, beſetzt mit Mannſchaften des 17. und 36. Regiments, biegen um die Ecke. Von dem erſten Wagen wehen rote Fahnen. „Kameraden, marſchiert nicht!" gellt es in die Maſſe. „Macht es wie wir. Werft die Laſtwagen um, zerſchneidet die Reifen! Nieder mit dem Krieg!"

„Nieder mit dem Krieg!" donnert es zurück. „Auf nach Paris! Holt die Deputierten aus dem Parlament!"

„Zum Bahnhof! Zum Bahnhof!" ſchrillt eine Stimme, hundertfach von der Menge aufgenommen.

Der Aufruhr tobt. Ein bei der Truppe verhaßter Regimentsarzt läuft den Meuterern in die Arme. Er wird mit Kolbenhieben zu Boden geſchlagen und bleibt ſchwerverletzt auf der Schwelle eines Hauſes liegen. Dem bewaffneten Haufen ſtellen ſich an einer Straßenkreuzung drei Feldgendarme entgegen. Bei ihrem Anblick ſehen die Meuterer roten Nebel vor den Augen. Das ſind dieſe Leuteſchinder, dieſe Angeber, dieſe Etappenhengſte mit dem anmaßenden ſchroffen Ton, ihrer frechen Ueberheblichkeit, die dem Frontſoldaten tauſendfach das Leben vergällen. Die Gendarmen kommen garnicht dazu, ihre Piſtolen zu entſichern, da ſind ſie ihnen ſchon aus der Hand geſchlagen, praſſeln Hiebe auf ſie nieder, werden — keiner weiß, woher ſie plötzlich kommen — Stricke von Hand zu Hand gereicht, und unter Gebrüll und Gejohle hängen die Unglücklichen nach wenigen Minuten an den nächſten Laternen[1].

Ein Offizier vom Dienſt, Zeuge dieſer Ereigniſſe, iſt wie von Furien gepeitſcht zum Stabsquartier geeilt und berichtet in fliegender Haſt das Geſchehene. Der Regimentskommandeur hat ſchon den Hörer von der Gabel geriſſen. Kein Laut. Die Drähte ſind zerſchnitten. Der Adjutant ſtürzt zum Pferdeſtall. Ein Gaul iſt in Minuten geſattelt. Er preſcht auf Nebenwegen davon, daß die Funken ſtieben.

Im Quartier der Diviſion iſt um dieſe Stunde der ganze Stab verſammelt. Die Herren ſitzen vor dem Abmarſch plaudernd beiſammen, rauchen noch eine Zigarette und trinken ein Glas Wein, als, ohne eine Anmeldung abzuwarten, der Regimentsadjutant ſchweißtriefend mit verklebten Haaren hereinſtürzt und mit keuchendem Atem den Aufruhr meldet. Die Stabsoffiziere ſind hochgeſprungen. Sie ſtarren den Adjutanten an, als ob er den Verſtand verloren hätte. „Dieſe Hunde!" knirſcht ein Generalſtabsoffizier. „Dieſe Canaillen! Man muß ſie alle an die Wand ſtellen!"

„Wir haben keine Truppen in der Nähe, die eingreifen können. Nur die Kavallerie bei Villers Cotteret kann dieſe Irrſinnigen noch aufhalten," ruft der Diviſionsgeneral verzweifelt. Die Leitung zu der Kavalleriediviſion, die zwiſchen Soiſſons und Paris

[1] Abel Ferry in der Commiſſion de l'armée 31. 5. 1917.

in Quartier liegt, iſt noch in Ordnung. Der Kavalleriekommandeur, der durch den Anruf aus dem Schlaf geſcheucht wird, glaubt zu träumen, als er hört, daß ſeine Regimenter ſofort die Bahnſtrecken nach Paris ſperren müſſen, um einen Zug mit Meuterern abzufangen; aber die harten, drängenden Worte des Infanteriegenerals am anderen Ende der Leitung ſagen ihm, daß es ſich hier um eine blutig ernſte Angelegenheit handelt. — Schon eine Viertelſtunde ſpäter gellen die Alarmſignale durch die Quartiere der Küraſſierregimenter, und nach einer Stunde traben die Schwadronen mit den berittenen Maſchinengewehrabteilungen der Bahnlinie zu.

Auf dem Bahnhof von Soiſſons haben ſich die Meuterer auf einen bereitſtehenden Zug geworfen, die Abteile geſtürmt, die Dächer beſetzt und das Bahnperſonal mit vorgehaltenen Waffen gezwungen, den Zug abzulaſſen. Unter dem Geſang revolutionärer Lieder und dem Knattern von Flintenſchüſſen, die in die Luft gejagt werden, ſetzt ſich der Zug auf der Pariſer Strecke in Bewegung.

Dort, wo die Bahn am Walde von Villers Cotteret ſcharf nach Weſten abbiegt, zieht der Lokomotivführer plötzlich die Bremſen. Schwere Steine und Baumſtämme verſperren die Gleiſe. Ehe die Meuterer ſich von ihrer Ueberraſchung erholt haben, knattern rechts und links der Bahnlinie zwei Maſchinengewehre. Die Garben gehen nicht ſehr hoch über den Köpfen der auf den Dächern hockenden Mannſchaften hinweg. Jetzt erſt ſehen die Meuterer die im Halbkreis aufgeſtellten Maſchinengewehre, ſehen im Zwielicht des grauen Morgens die Stahlhelme der im Anſchlag liegenden Schützenlinien. Ein Offizier ſprengt dicht an den Zug heran: „Ergebt Euch!“ ruft er mit ſchneidender Stimme. „Iſt der Zug nicht in zwei Minuten geräumt, ſchießen wir Euch in Fetzen!“

Die Mannſchaften in den hinteren Wagen des Zuges, die dicht am Waldrand halten, werfen ſich mit der Waffe in der Hand in das Gehölz und verſchanzen ſich. Sie werden drei Tage belagert, bis der Hunger ſie zur Uebergabe zwingt. Der größte Teil der überrumpelten Meuterer aber kommt mit erhobenen Händen aus den Abteilungen gewankt und von den Dächern der Waggons gekrochen. Der Rauſch des nächtlichen Aufruhrs iſt verflogen. In dem grauen kalten Licht des Morgens, beim Anblick der blinkenden Helme und der drohenden Gewehrläufe, überſchleicht ſie eine

Ahnung ihres Schicksals. In dumpfem Schweigen lassen sie sich zusammentreiben. Nur einer ruft mit heiserer Stimme den Kürassieren entgegen: „Schämt Ihr Euch nicht? Habt Ihr überhaupt schon etwas vom Kriege gesehen?" Ein Capitaine springt dazwischen. Der Mann wird sofort gebunden und bei Seite geführt. Einige Minuten später peitschen in naher Entfernung Schüsse durch die Luft. Die gefangenen Meuterer zucken zusammen. Eine Gruppe Kürassiere kommt schweigend zur Bahnstrecke zurückmarschiert.

* * *

Manifest!

„5000 Soldaten der 1. russischen Brigade haben beschlossen, folgendes Manifest an Alle zu richten:

„Die russischen Soldaten sind nach Frankreich verkauft worden, um mit ihrem Blut Munitionslieferungen für Rußland zu bezahlen. Der russische Soldat an der Westfront galt nicht als Mensch, sondern nur als eine Sache. Die Verwundeten und Kranken sind in einer empörenden Weise, wie Verbrecher, behandelt worden. Sie waren für die Machthaber nur noch eine wertlose Sache, mit der sich nichts mehr anfangen ließ.

„Das russische Volk will den Frieden! Aber die französische Bourgeoisie will keinen Frieden, denn für sie ist der Krieg ein Geschäft. Wir russischen Soldaten müssen uns zusammentun und uns weigern, noch einmal an die französische Front zu gehen. Keine Vorspiegelungen unserer russischen Vorgesetzten und der französischen Machthaber darf uns von diesem Entschluß abbringen!"

Tosender Beifall folgt der Verlesung dieser Kundgebung. Ein Taumel ergreift die Masse. Hunderte von Mützen wirbeln durch die Luft. Die Soldaten brüllen, trampeln und klatschen wie besessen in die Hände. Alles drängt zu dem Sprecher, der auf dem Bock eines Munitionswagens stehend, von der Welle der Begeisterung fast fortgespült wird. Da schwingt sich ein zweiter Soldat auf den Wagensitz. Ein schmächtiger, dunkler Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht und flackernden Augen. Ein Intellektueller.

„Kameraden!“ ruft er mit durchdringender Stimme, „denkt daran zurück, wie wir vor anderthalb Jahren von Rußland Abſchied nehmen mußten! Wie das Vieh hat man uns in Archangelsk in die Schiffsbäuche geſtopft, nichts als ein Haufen Fracht für die franzöſiſche Rüſtungsinduſtrie waren wir! Im März haben unſere Brüder in Petersburg den Blutzaren und ſein verfluchtes Syſtem geſtürzt. Und was hat man danach mit uns gemacht? Uns hat die franzöſiſche Generalität auf die Schlachtbank geführt! Uns hat ſie vor dem Brimont als Sturmbock in erſter Linie angeſetzt! Ich weiß es von franzöſiſchen Kameraden, daß ihre Generale geſagt haben, die Ruſſen ſeien als Opfertruppe gerade gut genug!“

Ein Wutgebrüll unterbricht den Sprecher.

„Und unſere Offiziere?“ fährt der Redner haßſprühend fort, „unſere zariſtiſchen Offiziere haben nach der Revolution mit den franzöſiſchen Generalen gemeinſame Sache gemacht! Sie ſind ſchuld, daß 6000 unſerer Kameraden im Trichterfeld verfaulen und mit zerſchoſſenen Knochen in den Lazaretten liegen. Zieht die Schuldigen zur Verantwortung! Macht es wie unſere Brüder in Rußland und legt die Offiziere in Ketten! Wählt Soldatenräte! Wählt ein Revolutionsgericht! Nieder mit dem Krieg! Es lebe das revolutionäre Rußland!“

Mit knapper Not iſt es der Mehrzahl der ruſſiſchen Offiziere gelungen, aus dem in voller Anarchie befindlichen Lager von Courtine zu entkommen. Völlig verſtört ſammeln ſie ſich mit wenigen treu gebliebenen Unteroffizieren und Mannſchaften in dem nächſten franzöſiſchen Stabsquartier. Sie treffen den franzöſiſchen Diviſionsgeneral und die Offiziere vom Stabe in heller Aufregung an. Schon hat die Revolte des tief im Etappengebiet liegenden Ruſſenlagers benachbarte franzöſiſche Truppenteile angeſteckt. Die Mannſchaften eines Erſatzdepots — Rekruten und geheilte Verwundete — haben ſich mit ruſſiſchen Abordnungen verbrüdert, mehrere Offiziere überfallen und verweigern jetzt jeglichen Dienſt.

Der franzöſiſche General iſt mit dem ruſſiſchen Kommandanten entſchloſſen, das revolutionäre Geſchwür auf der Stelle auszubrennen. Das Lager wird von zuverläſſigen Truppen umzingelt. Dann fahren Batterien auf. Granaten berſten in den Lagerbaracken, fegen heulend durch die Gaſſen, Flammen züngeln hoch. Planlos

flüchten die wehrlosen Meuterer durch das Lager, aber die Granaten finden ihr Ziel. Fünfhundert Schuß haben die Batterien abgefeuert, als die roten Fahnen im Russenlager von den Masten verschwinden. Ein weißes Tuch flattert im Winde: Mit erhobenen Händen kommen die Meuterer an die Lagertore gerannt.

Das Standgericht tritt zusammen. Der kommandierende russische General führt den Vorsitz. Steinerne, erbarmungslose Gesichter blicken den zur Aburteilung vorgeführten Meuterern entgegen. Ahnen diese Offiziere hinter dem Gerichtstisch schon etwas von den Massenhinrichtungen, die sich in den nächsten Monaten in Kronstadt und Petersburg abspielen sollen? Sehen sie visionär schon ihre Kameraden von den Kriegsschiffen und Newabrücken bündelweise ins Wasser geworfen und mit Steinen beschwert, ersäuft wie die Ratten?

Hundert Meuterer stehen vor dem Standgericht. Hundertmal spricht das Gericht: S c h u l d i g! Die Exekutionskommandos treten an. Salven knattern...

* * *

In den ersten Junitagen sind im Schloß von Compiègne, dem Großen Hauptquartier, die Führer der französischen Armeen versammelt. Der neue Oberstkommandierende Pétain, hat die Kommandanten der drei Heeresgruppen, die Generale Franchet d'Esperey, Castelnau und Fayolle, sowie die Armeekommandanten Gouraud, Duchesne und Maistre zu einer dringenden Beratung befohlen. Die Generale Micheler, Mazel und Anthoine haben das Schicksal Nivelles und Mangins geteilt und sind ihrer Kommandos enthoben worden.

Die Generale begrüßen sich stumm. Niemand ist in dieser Stunde zum Reden aufgelegt. Mehrere Generalstabsoffiziere mit Aktenbündeln unter dem Arm warten in einer Nische. General d'Esperey durchquert, von Unruhe gepeinigt, mit langen Schritten das Empfangszimmer. Castelnau steht versunken vor einem Bilde Napoleons. Duchesne, der noch vor wenigen Stunden Augenzeuge einer Revolte war, starrt mit verkniffenem Gesicht durch das geöffnete Fenster in den grünenden und blühenden Schloßpark. Fast wie ein Hohn wirkt dieser strahlende Frühsommertag auf die düstere Versammlung.

In der Tür erſcheint General Foch, ſeit zwei Wochen Chef des Generalſtabes. „Der Oberſtkommandierende erwartet die Herren", ſagt er kurz. Pétain und Foch ſind mit ihren Mitarbeitern ſeit Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Sie ſind blaß und überarbeitet. In dem Dienſtzimmer des General Pétain ſind die Vorhänge dicht zugezogen, um die von der Nachtarbeit überanſtrengten Augen der Offiziere vor dem grellen Sonnenlicht zu ſchützen.

Pétain erhebt ſich. Sein ehernes, unbewegliches Geſicht iſt totenſt. „Ich habe die Herren hierher befohlen", beginnt er langſam, „um von Ihnen perſönlichen Bericht über die Urſachen und den Umfang der Meutereien bei den einzelnen Armeen zu hören. Das Oberkommando ſieht die Lage bitter ernſt an. Wie eine anſteckende Seuche hat ſich die Revolte mit rapider Geſchwindigkeit verbreitet. Wir müſſen den Tatſachen ins Auge ſehen. Es handelt ſich diesmal nicht um Diſziplinloſigkeiten bei einzelnen Regimentern, wie im Frühjahr 1916 vor Verdun, ſondern — die Stimme des Generals ſchwankt einen Augenblick — das ganze franzöſiſche Heer iſt von dem Ungeiſt des Aufruhrs erfüllt. Die Fahnenflucht hat einen Maſſencharakter angenommen. Wir haben 1914 etwa 500 Deſerteure gehabt, 1915 etwa 2400, 1916 rund 8900 und jetzt 1917 *über 21 000 Fahnenflüchtige*. Das iſt unerträglich! Seien wir uns klar darüber, daß die franzöſiſche Armee im Augenblick *kampfunfähig* iſt. Das Oberkommando iſt entſchloſſen, mit eiſerner Hand durchzugreifen. Das allein genügt aber nicht! Es ſind Uebelſtände vorhanden, die den Mann an der Front erbittern. Dieſe Uebelſtände müſſen mit der Wurzel ausgerottet werden! Neben rückſichtsloſer Unterdrückung der Meutereien ſehe ich meine Aufgabe als *Arzt* der Armee an, der die kranke Truppe zu heilen hat. Alles kommt darauf an, die Unruhen geheim zu halten. Was geſchehen würde, wenn die Deutſchen über dieſe Vorgänge Nachrichten erhielten und zur Gegenoffenſive ſchritten, iſt im Augenblick nicht ausdenkbar."

„Das wäre einfach entſetzlich", fügte der General mit leiſer Stimme, wie zu ſich ſelbſt, hinzu.

Nach dem Oberſtkommandierenden meldet ſich General Franchet d'Eſperey zum Wort. „Ich bin überzeugt, daß die Unruhen vom Hinterland aus organiſiert ſind. Wir haben Beweiſe dafür, daß

die Führer der Meuterer mit Paris in Verbindung standen, daß revolutionäre Agenten sich in die Truppe eingeschlichen und die Mannschaften aufgestachelt haben. Ein Regiment war drauf und dran, nach Paris zu ziehen und dort die Revolution auszurufen. In der Truppe liefen Flugblätter um: „Das Paris der Kommune erwartet Euch!" Warum läßt die Regierung die landesfeindliche Presse ungestört bei ihrer Minierarbeit? Warum dürfen die Blätter bis ins Kleinste die Einzelheiten der russischen Revolution schildern? Warum unterdrückt die Regierung diese Berichte nicht? Wird hier nicht mit eisernem Besen ausgekehrt, dann naht die Stunde, wo wir keine Armee mehr haben und der Feind in fünf Tagen vor Paris steht!"

„Die Militärtransporte und Urlaubszüge müssen unter schärfster Kontrolle gehalten werden", erklärt General Maistre. Urlauber meiner Armee haben in Poitiers revoltiert. Die Mannschaften haben unter den Rufen „Vive la Russie" „Vive la Revolution" demonstriert. Die Bahnwachen haben sich mit den Aufrührern verbrüdert. Auf einem Pariser Vorortbahnhof hat es bei der Abfahrt eines Militärtransportes wüste Skandalszenen mit Straßendirnen gegeben. Der Transportführer war machtlos. Also strengste Absperrung der Bahnhöfe bei der Durchfahrt von Militärtransporten".

„Ganz meine Meinung", wirft General Castelnau ein, „an der lothringischen Front ist es bisher bei den zurückgezogenen Kampftruppen noch einigermaßen ruhig geblieben, aber auf dem Bahnhof von Nancy haben Urlauber, die zur Front fahren sollten, gemeinsam mit Zivilisten die Maschine abgekoppelt und die Gleise versperrt."

„Es ist ganz klar, daß die revolutionäre Agitation bei einigen Truppenteilen den Ausschlag gegeben hat, „sagt Foch lebhaft, „aber ebenso sicher ist, daß die schweren Blutopfer und die Enttäuschung über die mißlungene Offensive die wesentlichste Ursache für den Aufstand gebildet haben. Es ist doch leider so, daß unsere besten Regimenter gemeutert haben, ja sogar Formationen der Alpenjäger. Können Sie sich vorstellen, daß auf deutscher Seite die berühmten Edelweißbataillone durch revolutionäre Agitation zum Aufruhr getrieben werden könnten? Ich halte das für gänzlich ausgeschlossen! Wir müssen also bei der Wiederherstellung der

Kampfmoral dieſem ſeeliſchen Kollaps der Fronttruppen unſere beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken."
„Ich ſtimme dem General Foch vollkommen zu", ſagt Pétain, denn Dutzende von Regimentern haben revoltiert, deren Stimmung am 16. April in den Kriegstagebüchern als ganz ausgezeichnet, wie in den erſten Tagen des Krieges, geſchildert wird. Soldaten dieſes Schlages können nicht innerhalb von vier Wochen durch ſyndikaliſtiſche Hetze zu Revolutionären gemacht werden."
„Und doch" fährt Duchesne hitzig dazwiſchen, „iſt die Meuterei nichts anderes, als das Ergebnis der fluchwürdigen Arbeit, die von den Syndikaliſten, Berufsrevolutionären und anderen Landesverrätern betrieben wird. Wenn eine Regierung in unverzeihlicher Schwäche dieſe Maulwurfsarbeit duldet, zugleich aber die Kriegsgerichte aufhebt, dann..."
Der General kann nicht vollenden. Ein hartes Pochen ertönt, dann wird die Tür aufgeriſſen und ein Ordonnanzoffizier ſtürzt herein. „Ein Funkſpruch für den Oberſtkommandierenden", meldet er haſtig und ſteht ſchon vor Pétain, der ihm die Meldung aus der Hand reißt.
Ein Dutzend Augenpaare ſtarren auf den Generaliſſimus, ſehen, wie ſein Geſicht verſteint, die Lippen ſich zu einem ſchmalen Strich zuſammenpreſſen. Dann fällt die Fauſt des General Pétain ſchwer auf den Tiſch.
„Da haben wir es! Da naht das Verhängnis! Die Deutſchen greifen an!" ſtößt er hervor.
Bleiernes Schweigen legt ſich über den Raum. Iſt das der Anfang vom Ende? Die Auflöſung der Armee vor dem Feinde? Der Zuſammenbruch Frankreichs?
„General Maiſtre," ſchneidet Pétains Stimme durch den Saal, „der Angriff findet am Chemin des Dames vor der Front Ihrer Armee ſtatt. Wie weit er reicht, ſagt die Meldung noch nicht. Eine Diviſion iſt auseinandergebrochen, zum Teil gefangen, der Reſt geflüchtet. Ein Loch klafft! Das Loch ſchließen, Herr General, koſte es, was es wolle! Mit Artillerie, mit abgeſeſſener Kavallerie, mit techniſchen Truppen, mit dem letzten zuverläſſigen Gewehrträger!"
Nach zwei Stunden einer kaum erträglichen, an den Nerven

reißenden Wartezeit, kann der General Meiſtre dem Oberſtkommandierenden aufatmend melden: „Die 70. Diviſion lag als Eingreifreſerve in Ruhe. Beſte Truppe unſerer oſtfranzöſiſchen Grenzkorps. Auch ſie hatte einige aufrühreriſche Elemente. Der General hat einen glühenden Appell an die Regimenter gerichtet. Hat ſie auf die Laſtwagen geriſſen. Er ſelbſt mit ſeinem Stabe in dem erſten Wagen. Die Wagenkolonne bis in die Artilleriefeuerzone vorgerollt. Regimenter von den Wagen aus kompagnieweiſe, gruppenweiſe zum Gegenſtoß vorgeworfen. Liegen jetzt mit dem Gegner verkrampft, aber das Loch iſt geſchloſſen[1]. Kein deutſcher Angriff auf breiter Baſis. Nur ſtärkere örtliche Aktion einer Diviſion..." Der würgende Griff, der die Männer im franzöſiſchen Hauptquartier einige Stunden umklammert hielt, lockert ſich. Noch ahnt der Deutſche nicht, was in der franzöſiſchen Armee vorgeht. Noch nicht! Aber eine furchtbare Warnung iſt dieſer Zwiſchenfall.

* * *

Einen Tag ſpäter iſt im Elyſée der Kriegsrat des Kabinetts bei dem Präſidenten Poincaré verſammelt. Ribot hat die neun Miniſter, die dieſem Comité de guerre angehören, auf dringendes Erſuchen des Kriegsminiſters Painlevé einberufen, der, wie er dem Miniſterpräſidenten telefoniſch mitteilte, einen außerordentlich ſchwerwiegenden, geheimen Bericht des Generaliſſimus zur Sprache zu bringen hat.

In dem Arbeitszimmer des Präſidenten Poincaré ſchwingen noch Erinnerungen an die tragiſchen Stunden vom September 1914. Hier ſtand Millerand, der damalige Kriegsminiſter, und teilte dem Kabinett die Aufforderung Joffres mit, daß die Regierung Paris räumen müſſe; hier ſtand Galliéni, der Gouverneur von Paris, und gab nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen die Erklärung ab, daß die Hauptſtadt nicht verteidigungsfähig ſei, und er für die Sicherheit der Regierung nicht garantieren könne; hier ſtand in der bisher dunkelſten Stunde ſeines Lebens der Präſident der Republik, Poincaré, zwiſchen kahlen Wänden und nahm Abſchied von dieſem Zimmer, von dem Hauſe, von Paris. Es iſt, als

[1] Mermeix: Fragments d'histoire.

ob in dieſer Stunde, wo böſe Ahnungen einen jeden der anweſenden Miniſter beſchleichen, die Erinnerung an dieſe ſchrecklichen Tage von 1914 lebendige Geſtalt annimmt. Der Kriegsminiſter hat das Wort. Painlevé erhebt ſich ſchwerfällig. „Ich habe dem Herrn Präſidenten und dem Miniſterrat eine niederſchmetternde Mitteilung zu machen. Die Armee meutert! Vor drei Wochen haben die Revolten bei einzelnen Truppenteilen eingeſetzt und ſich dann in kürzeſter Friſt über die ganze Armee verbreitet. General Pétain ſpricht es in ſeinem Bericht aus, daß er die Lage ungeheuer ernſt anſieht."

Der Präſident und die Miniſter ſtarren Painlevé entſetzt an. Poincaré iſt aus ſeinem Seſſel hochgeſchnellt. Schwer ſtützt er ſich mit beiden Händen auf den Schreibtiſch. „Aber das iſt doch *nicht möglich*, Herr Miniſter!" ruft er in höchſter Erregung. „Es kann ſich doch wohl nur um einige Regimenter handeln, wie 1916 vor Verdun!"

„Nein, Herr Präſident, es iſt ſo, wie ich es Ihnen ſage. *Die Armee meutert*, nicht nur einige Truppenteile."

„Können Sie uns Einzelheiten über den Umfang der Revolte geben?" fragt Ribot heiſer.

„General Pétain meldet, daß in ſechzehn Armeekorps, das ſind 45 Diviſionen der Aufruhr ausgebrochen iſt: bei 75 Infanterie-Regimentern, 22 Jägerbataillonen, 12 Artillerieregimentern, 2 Kolonial-Regimentern und einem Dragonerregiment."

„Bei 22 Jägerbataillonen?" ſchreit faſſungslos der Kolonialminiſter Maginot.

„Ja, das iſt beſonders niederdrückend," fährt der Kriegsminiſter fort, „daß bei den Elitetruppen der Armee, dem Stolz Frankreichs, der Aufruhr in dem gleichen Umfang tobt wie bei den zweifelhaften Regimentern."

„Ich will den Teufel nicht an die Wand malen", ſagt Poincaré, „aber wenn in dieſer Situation die Deutſchen zur Offenſive ſchreiten, *was dann*? Wieviel Diviſionen ſtehen zwiſchen Soiſſons und Paris in Reſerve, auf die wir zählen können?"

„Zwiſchen Soiſſons und Paris", antwortet nach einer ſchwülen Pauſe der Kriegsminiſter mit brüchiger Stimme, „ſtehen im Augenblick *nicht mehr als zwei zuverläſſige Diviſionen*."

Poincaré ist in seinen Sessel zurückgesunken. „Das ist ja fürchterlich", stöhnt er. „Das ist schlimmer als 1914, wo der Feind vor Paris stand, aber Frankreich noch eine starke Armee besaß. Aber nein", schreit er dann wild heraus, „das kann doch nicht das Ende sein! Es darf nicht das Ende sein! Das sind wir der Million unserer teuren Toten schuldig!"

„Die Regierung muß unter allen Umständen fest bleiben", erklärt Ministerpräsident Ribot entschlossen. „Strengste Geheimhaltung! Verschärfte Pressezensur! Den Sozialisten keine Pässe für Stockholm!"

„Es werden noch andere Maßnahmen notwendig sein", sagt der Kriegsminister hart. „Die Gärung im Inlande nimmt gleichfalls gefährliche Formen an. Pétain hat eine ganze Liste von Forderungen aufgestellt. Unterdrückung der syndikalistischen Agitation, Razzien bei den Arbeitsbörsen, langfristige Verbote für Hetzblätter. Dann fordert er schärfste Ueberwachung und Absperrung der Bahnhöfe und als Wichtigstes: Wiedereinsetzung der Kriegsgerichte, die im vergangenen Jahr aufgehoben wurden."

„Das geht zu weit," protestiert der Innenminister Malvy.

„Nein, das geht nicht zu weit", entgegnen Painlevé und Maginot wie aus einem Munde. „Wir müssen im Innern reinen Tisch machen, wenn die Armee gesunden soll."

„Wie soll die Armee gesunden, wenn unfähige Generale sie von Niederlage zu Niederlage führen?" beharrt Malvy störrisch.

„Wir dürfen die Hetze russischer Revolutionäre, wie dieses Redakteurs Trotzki, nicht mehr dulden," sagt Ribot heftig, „auch die immer schamlosere Agitation eines Sebastian Faure und Merrheim muß unterbunden werden. Wie sollen unsere Soldaten noch kämpfen, wenn ihnen gesagt wird, der Raub Elsaß-Lothringens bestehe nur in der Phantasie der Chauvinisten, und Frankreich müsse bluten, weil England einen Wirtschaftskonkurrenten vernichten wollen. Das muß ein Ende haben!"

„Nur schärfstes Durchgreifen kann uns in dieser Situation retten", beendet Poincaré die Debatte, „sonst gleiten wir unweigerlich in russische Zustände hinein."

* * *

In jenen Tagen des Juni 1917 windet sich Frankreich in Fieberschauern. Die Armee ist gelähmt. In Paris wird zum Streik aufgerufen. In Épernay, Orleans und anderen Industriestädten wird bereits gestreikt. Unter den Eisenbahnern breitet sich die revolutionäre Agitation aus. Flugblätter fordern auch hier zu Sabotage und Streik auf. Am 4. Juni fließt auf dem Boulevard Bessières in Paris Blut. Auf diesem Boulevard befindet sich eine Kaserne, die von tonkinesischen Maschinengewehrschützen besetzt ist. Die Farbigen sind zur Aufrechterhaltung der Ordnung als Polizeitruppe in Paris eingesetzt. Die Tonkinesen sind wild auf weiße Frauen. Keine Schürze ist in der Umgebung der Kasernen vor ihnen sicher. Das Volk, die Urlauber, die Soldaten an der Front hassen diese farbige Polizeitruppe. „In Paris vergewaltigen Farbige unsere Weiber", riefen Meuterer eines Regiments an der Aisne.

An diesem Junitag kommt es zur Entladung. Die Volksmenge versucht die Kaserne der Tonkinesen zu stürmen. Frauen in den ersten Reihen. Ein Posten wird überfallen, niedergerissen und totgetrampelt. Die alarmierte Wache der Farbigen feuert scharf in die Menschenmenge. Vier Frauen liegen in ihrem Blut. Bis ins Parlament, das gerade in geheimer Sitzung tagt, spritzt die Erregung über diesen Vorgang. Der schwarze Deputierte Diagne, der Vertreter der farbigen Franzosen im Parlament, macht seinem Zorn über den Mißbrauch der Tonkinesen als Polizeitruppe in sprühender Rede Luft. Der Kriegsminister muß auf der Stelle den Abtransport der gelben Polizeitruppen zusagen.

Auch in der Provinz gibt es Unruhen und Zusammenstöße. In Nantes werden die ersten amerikanischen Bataillone, die zur Ausbildung nach Frankreich verschifft sind, von Zivilisten und Kriegsurlaubern angepöbelt und mit Schmährufen, wie „Kriegsverlängerer" belegt. Staatsbeamte erklären sich öffentlich gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen und propagieren den sofortigen Frieden. Im Senat aber schärft der alte „Tiger" seine Pranken und schmettert seine Anklage gegen die unterirdischen Wühler heraus, die den Krieg nicht schnell genug beenden könnten, nur um desto eher die Süße des Bürgerkrieges auszukosten. An der Front aber beginnen die Kriegsgerichte zu arbeiten.

* * *

„Tag für Tag, Stunde um Stunde, Nacht für Nacht, nur für die Armee lebend, nur für sie atmend, so haben Pétain und ich sie erlebt: die Meutereien", hat Painlevé von diesen Wochen einmal gesagt.

Auf dem Schreibtisch des Kriegsministers häufen sich die Kriegsgerichtsakten, die Todesurteile. Der Minister zergrübelt die Nächte. Ist es nicht ein Wahnsinn, ist es nicht eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit, daß Frontsoldaten, die seit Jahr und Tag in Schlamm und Moder, in Winterkälte und Sonnenglut alle Unbilden willig erduldet, die bei Loretto und in der Champagne gekämpft, bei Ypern und Verdun geblutet haben, abgeurteilt werden von Männern, die vielleicht noch niemals in diesem Kriege eine Kugel pfeifen hörten, noch niemals aus ihren Etappenquartieren an die Front gekommen sind?

Ist es zu ertragen, daß irgendwelche Kriegsgerichtsräte und frontfremde Stabsoffiziere das Todesurteil über Männer fällen, aus deren Personalakten ein wahrhaftes Heldenepos klingt, Männer, die im würgenden Nahkampf sich ausgezeichnet haben, die schwer verwundet, wie dieser jetzt zum Tode verurteilte Jägerunteroffizier Brunel, das Gewehr nicht aus der Hand gaben, und ihren wankenden Kameraden ein wunderbares Vorbild männlicher Festigkeit waren?

Ist dies alles zu ertragen? Ja! Es ist zu ertragen! Diese „héros révoltés" müssen sterben, damit Frankreich lebt. Sie müssen sterben, damit die Armee wieder kämpfen kann. Sie müssen sterben, damit dieser Krieg gewonnen wird, denn Gnade Gott dem Lande, das in diesem Krieg unterliegt. Kinder und Kindeskinder werden es büßen müssen. Und so nimmt der Minister die Feder und unterzeichnet...

„Da war ein armer kleiner Junge, der seine Jugend in Morfontaine, ganz dicht bei der Grenze, verbracht hat. Zu Beginn des Krieges hatte er etwas Entsetzliches erlebt. Er hatte mitansehen müssen, wie sein Vater, sein Bruder, seine Schwester von den Deutschen standrechtlich erschossen wurden. Er hatte sich im August 1914 gerettet — er war 17 Jahre; er hatte sich freiwillig gestellt. Um die Seinigen zu rächen, hat er drei Jahre gekämpft. Und dann, überwältigt von irgendeiner Stimmung, hat er an der Meute-

rei des 109. Regiments teilgenommen und ist zum Tode verurteilt worden. Dieses Urteil ist vollstreckt!"

Mit diesen Worten klagte in einer geheimen Sitzung der französischen Kammer der Abgeordnete Paul Meunier den Kriegsminister unter stürmischer Unruhe des Hauses an[1].

„Der kleine Lefevre", hatte Painlevé entgegnet, „Ah, Sie erinnern mich an Stunden, die ich niemals in meinem Leben vergessen werde. Ich habe dieses Kind gesehen mit den Augen meines Gewissens! Neunzehn Jahre! Ich habe sein Führungszeugnis gelesen. Er hatte sich brav geschlagen. Aber er war festgenommen worden, weil er sein Gewehr auf den Regimentskommandeur angelegt hatte. Bis zur letzten Minute habe ich mit dem General Pétain verhandelt, um für den Verurteilten Gnade zu erwirken. Um drei Uhr morgens bin ich aufgestanden, habe den Generalissimus wecken lassen und nochmals ohne Erfolg Begnadigung zu erwirken versucht. Die Offiziere versicherten, wenn solche Akte nicht die härteste Strafe fänden, würden sie keine Verantwortung mehr für die Disziplin übernehmen. Der Korporal Lefevre mußte erschossen werden."

* * *

Die französische Heeresleitung greift mit eiserner Faust durch, um den revolutionären Geist in der Armee mit Stumpf und Stiel auszurotten und Frankreichs Sturz in den Abgrund zu verhindern. Auch die Regierung entschließt sich zu harten Maßnahmen gegen die Presse und die radikale Agitation.

Einhundertundfünfzig Todesurteile fällen die Kriegsgerichte. Jedes einzelne Todesurteil wird vor versammelter Mannschaft unter Trommelwirbel verkündigt. Eisiger Schrecken greift bei Bekanntgabe dieser drakonischen Maßnahmen unter den aufrührerischen Truppenteilen um sich und erstickt jede weitere Ausschreitung im Keime. Von den 150 Todesurteilen der Kriegsgerichte werden allerdings nur 23 Urteile vollstreckt. Die übrigen Verurteilten werden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt und mit der Masse der zu Freiheitsstrafen verurteilten Meuterer, deren Zahl nicht einwandfrei feststeht und zwischen 1500 und 2000 Mann schwanken dürfte, *heimlich* nach den Strafkolonien abtransportiert. Die

[1] P. Allard a. a. O.

Truppe aber erfährt von diesen Gnadenakten nichts; im Gegenteil, die französischen Generale sind bemüht, die Gerüchte über Massenhinrichtungen, die im Heere nicht verstummen wollen, noch zu nähren.

Wieviel Meuterer ohne Kriegsgericht den Tod durch französische Kugeln fanden, hat die Geschichte des Großen Krieges noch nicht geklärt. Paul Allard[1], eine zuverlässige Quelle, berichtet, daß allein bei der Armee an der Champagnefront innerhalb einer Woche 53 Meuterer durch Auszählen des zehnten Mannes an die Wand gestellt wurden. Unterdes säumt General Pétain keine Stunde, um — neben seinem harten Richteramt — als Arzt den Heilungsprozeß des kranken Heeres zu beschleunigen.

Keinen besseren Mann konnte Frankreich in seiner Not finden. Dieser General Pétain besitzt weder die gekünstelte Jovialität eines Joffre noch die kalte Mathematikerseele eines Foch, weder die Grausamkeit eines Mangin noch die Menschenverachtung eines Nivelle. Dafür verbindet Pétain mit einem glänzend geschulten, systematischen Denken und der notwendigen Härte eines Heerführers im Kriege eine heiße Liebe für den kämpfenden und leidenden Soldaten an der Front und ein seltenes Einfühlungsvermögen in die Psyche des Grabenkriegers.

Die langen Jahre ausschließlicher Generalstabsarbeit haben nicht vermocht, dem General Pétain den einfachen Soldaten zu entfremden. Ganz gleich, ob er als Korpskommandeur 1915 an der Loretthöhe stand oder als Armeeführer 1916 in den dumpfen Kasematten der Zitadelle von Verdun hauste oder jetzt als Generalissimus Frankreichs Heer befehligt: niemals hatte General Pétain verlernt, in den einfachen Gedankengängen des Frontsoldaten zu denken und die Sprache des gemeinen Mannes zu sprechen.

Wie dieser große Soldat schon in den Frühjahrsmonaten 1915 nach den mörderischen Massenstürmen bei Carency und Notre Dame de Lorette als erster französischer General die schweren Mängel der Joffre'schen Angriffstaktik erkannt und bekämpft hatte, so ist Pétain auch jetzt der Erste, der aus den furchtbaren Fehlern der Aera Nivelle unerbittliche Folgerungen zieht. Er sieht das Vertrauen der kämpfenden Truppe zur höheren Führung erschüt-

[1] a. a. O.

tert, er ſpürt aus Hunderten von Meldungen und Berichten die gefährlichen Spannungen zwiſchen den einzelnen Waffengattungen heraus, — den Haß der Infanterie gegen die Artillerie, das Mißtrauen der Artillerie gegen die Flieger, — und aus allem zuſammen die tiefe Hoffnungsloſigkeit, die das ganze franzöſiſche Heer in ſchwerſter Depreſſion gefangen hält. Das Vertrauen der Front zur Führung und das Vertrauen der einzelnen Waffen untereinander wiederherzuſtellen, iſt für den franzöſiſchen Oberbefehlshaber die erſte und dringendſte Aufgabe.

So beginnt Pétain mit der klug abgewogenen „politique de la main de fer dans un gant de velours“ (Politik der eiſernen Fauſt im Samthandſchuh), um das zuſammengebrochene Heer langſam wieder aufzurichten. In Hunderten von Regimentsbeſichtigungen erſcheint der Generaliſſimus vor der Truppe, läßt die alten bewährten Kämpfer vor die Front treten, dekoriert ſie in feierlicher Zeremonie unter flatternden Fahnen, ſpricht mit den alten Troupiers über ihre Sorgen und Beſchwerden, hört ſich die Klagen des einfachen Mannes über Urlaubsentzug und ſteifen Gamaſchendienſt in der Ruhezeit an und räumt rückſichtslos mit den Mißſtänden in der Verpflegung auf, indem er Menagekommiſſionen aus der Truppe bilden läßt.

Wenn dieſer weißhaarige General zu den aufmarſchierten Regimentern ſpricht, mit einer warmen herzlichen Stimme, die im nächſten Augenblick ſchon wie ein ſauſender Säbelhieb durch die Luft peitſcht, wenn — wie ein Augenzeuge[1] ihn kennzeichnet — „die unglaubliche Majeſtät ſeines ehernen Antlitzes gepaart mit natürlichem Wohlwollen“ die Wirkung jedes ſeiner Worte verdoppelt und verdreifacht, dann fließt ein heißer Strom engſter Verbundenheit von dieſem Führer zu den Tauſenden hart gehämmerter Männer über.

Pétain haßt die Phraſe. Jedes Wort von ihm ſitzt. Wenn er der Truppe zuruft, daß jetzt mit den Angriffen ein Ende gemacht wird, und daß er ſie künftig nicht mehr gegen die deutſchen Drahtverhaue und Baſtionen führen wird, bevor ſie nicht ſturmreif geſchoſſen ſind, dann fühlt der einfache Mann inſtinktiv, daß dieſer Führer zu ſeinem Wort ſteht. Wenn Pétain die Frage in die

[1] Mermeix. a. a. O.

Truppe ſchleudert: Warum kämpfen wir? Warum müſſen wir weiterkämpfen? dann legt er dem letzten Mann im Gliede ſchon ſeine eigene Antwort in den Mund.
So gelingt es dem Generaliſſimus langſam, die Stimmung in der Truppe zu heben, ſie durch lange Ruhezeiten zu kräftigen und durch Verharren in abſoluter Verteidigung zu beruhigen. Inzwiſchen entfaltet der franzöſiſche Generalſtab — unter dem ſtändigen ſchweren Druck der Möglichkeit einer deutſchen Gegenoffenſive — eine fieberhafte Tätigkeit. Die Grundſätze der für den Angreifer ſo vernichtenden neuen Abwehrtaktik der Deutſchen werden auf das ſorgfältigſte ſtudiert und daraus wichtige Lehren für das eigene Angriffsverfahren gezogen. Die Rüſtungsinduſtrie der Welt wird für eine Maſſenproduktion von Tanks angekurbelt, von denen 2500 kampffertige Wagen mit der von Wilſon zugeſagten einen Million friſcher amerikaniſcher Streiter im Juli 1918 auf den Schlachtfeldern Frankreichs ſtehen ſollen.
Die Engländer, die nach dem ruſſiſchen Zuſammenbruch jetzt ihren ſtärkſten Bundesgenoſſen am Boden liegen ſehen, werfen ſich mit der der britiſchen Raſſe eigenen Zähigkeit rückſichtslos in die Breſche. Schon türmt Lord Haig im Ypernbogen und bei Wytſchaete neue Munitionsberge, ſchon rollen auf Straße und Schiene ausgeruhte Diviſionen von Arras nach Norden, und in langen Kolonnen ziehen friſche junge Truppen von den Hafenſtädten nach Flandern. Tief greift Alt-England in ſeine Menſchenreſerven.

* * *

Nicht minder zielbewußt, als die Heeresleitung, iſt auch die franzöſiſche Regierung an die Unterdrückung der revolutionären Umtriebe im Innern gegangen. Radikale Blätter, wie Almereyda's „Bonnet Rouge", werden auf Monate verboten. Der Syndikaliſtenführer Sebaſtian Faure entgeht knapp der Feſtnahme durch die politiſche Polizei. Die Bahnhöfe werden bei der Durchfahrt von Truppentransporten auf das ſchärfſte überwacht und abgeſperrt. In den Geheimſitzungen der Kammer tobt ſich in ſtürmiſchen Debatten die Wut und Enttäuſchung der Abgeordneten aus, aber nach außen bewahren die franzöſiſchen Parlamentarier eine bewunderns-

werte Disziplin. Der weiche Innenminister Malvy, dem Beziehungen zu pazifistischen Kreisen nachgesagt werden, muß abtreten. Schon taucht auch hinter dem Ministerpräsidenten Ribot der Schatten des fanatischen Mongolengesichtes Clémenceaus auf, der die Tage zählt, wo er die öffentlichen Gewalten Frankreichs in seine Fäuste nehmen und dem entnervten Lande jene berühmten Sätze entgegenschleudern kann:
„Verbrechen sind begangen worden, Verbrechen an Frankreich, die eine rasche Bestrafung fordern. Zuviel solcher Anschläge sind schon an unserer Kampffront mit erhöhten Opfern französischen Blutes bezahlt worden. Schwäche wäre Mitschuld! Alle Beschuldigten vor ein Kriegsgericht. Der Soldat auf dem Richterstuhl eins mit dem Soldaten in der Schlacht. Keine Pazifistenfeldzüge mehr, keine Umtriebe zugunsten Deutschlands. Weder Verrat noch Halbverrat: Krieg, nichts als Krieg."
In dieser Zeit aber, in der das kranke Frankreich aus der Krise in den Zustand langsamer Genesung tritt, verbringen der Kriegsminister Painlevé und der Generalissimus Pétain schlaflose Nächte, in denen sie vergeblich die deutsche Sphinx zu enträtseln suchen.

* * *

Frankreichs Schicksal hing in diesen beiden Monaten Mai und Juni 1917 an einem seidenen Faden. Das Heer in Aufruhr; seine Schlagkraft völlig gelähmt, seine Widerstandskraft erschüttert. Das Inland von tiefer Kriegsmüdigkeit überzogen und von revolutionärer Agitation erfüllt. Was sollte geschehen, was konnte überhaupt noch zur Rettung des Landes geschehen, wenn in dieser verzweifelten Situation der Deutsche das Vergeltungsschwert zog und zur Gegenoffensive schritt?
Aber es verging eine Woche, es vergingen zwei Wochen. Es verfloß ein Monat und auch der zweite Monat jener schwersten Zeit, die Frankreich während des ganzen Krieges durchzumachen hatte, aber — nichts geschah!
Wie die Frage niemals verstummen wird, welche dunklen Gewalten die Oberste Heeresleitung von 1914 beherrschten, als sie auf dem Höhepunkt der Marneschlacht dem deutschen Heer durch ihren

Rückzugsbefehl den Siegespreis aus der Hand schlug, so taucht auch am Abschluß dieser dramatischen Geschehnisse die rätselvolle Frage auf, welche Verkettung unglücklicher Umstände die Oberste Heeresleitung Hindenburg-Ludendorff gehindert hat, Fortunas ausgestreckte Hand zu ergreifen.

Ein kurzer Rückblick auf die Gesamtlage wird vielleicht die Lösung dieser Fragen näher bringen. Hindenburg und Ludendorff hatten im August 1916, im Anschluß an die Kriegserklärung Rumaniens, auf dem Höhepunkt der Sommeschlacht und angesichts des fressenden Brandes der Verdunschlacht eine furchtbare Erbschaft von Falkenhayn übernommen. Bei der gespannten Gesamtlage entschloß sich die O. H. L.[1], das Jahr 1917 im Westen defensiv durchzukämpfen. Sie gab dem Heer das neue bewegliche Abwehrverfahren, das am Chemin des Dames Triumphe feiern sollte, sie gab ihm die bisher schmerzlich entbehrten technischen Kampfmittel in Hülle und Fülle und führte den glänzend gelungenen Ueberraschungsrückzug von der Somme in die Siegfriedstellung durch. Damit glaubte die O. H. L. die Westfront für ihre defensive Aufgabe hinreichend gewappnet und ließ 80 Divisionen — fast ein Drittel der deutschen Kampfkraft — in Rußland, um hier 1917 den Endstoß zu führen.

Selten ist das Glück in diesem größten aller Kriege mit Deutschland gegangen. Aber in diesem Frühjahr 1917 war es mit dem feldgrauen Heere. In Rußland brach im März die Revolution aus. Damit fiel, wenn auch die Zersetzung nicht sogleich eintrat, der lastende Druck im Rücken fort. Eine ähnliche Erleichterung wird Friedrich der Große empfunden haben, als er im Januar 1762 den Tod seiner erbittersten Feindin, der Zarin Elisabeth, erfuhr. Im Westen gelang es durch zwei selten glückliche Stoßtruppunternehmungen genauesten Einblick in die Offensivpläne Nivelles zu erhalten, ein Fall, wie er in den vier Kriegsjahren nur noch ein einziges Mal sich ereignete, nämlich im Juli 1918, als Pétain durch Ueberläufer, Gefangenenaussagen und Spione Tag und Stunde der deutschen Reims-Marne-Offensive erfahren hatte.

Der Gedanke lag nahe, nach Lüftung des französischen Offensivgeheimnisses den Gegner in eine Falle zu locken und ihn in wuchti-

[1] Oberste Heeresleitung.

gem Gegenstoß aus beiden Flanken tötlich zu treffen. Der bayrische General von Höhn, der im Verbande der 7. Armee am Chemin des Dames eine Gruppe von drei Divisionen befehligte, machte damals den Vorschlag, vor dem Beginn des feindlichen Angriffs die Masse der eigenen Kräfte aus der unter Trommelfeuer liegenden Zone herauszuziehen, den Feind hereinzulassen und sodann einen Gegenstoß großen Stils aus der Tiefe mit allen verfügbaren Divisionen anzusetzen[1]. Der Vorschlag fand keine Beachtung. Die O. H. L. scheute das Wagnis eines derartigen „retour offensiv", der bei eventuellem Rückschlag ein außerordentliches Risiko einschloß und von der Truppe einen hohen Grad an Beweglichkeit und selbständigem Handeln verlangte.

Es ist heute schmerzlich, zu sehen, daß der Vorschlag des General von Höhn, eines der erprobtesten Führer in westlichen Abwehrschlachten, unter den Tisch fiel. Der Verlauf der Abwehrschlachten vor Arras und am Chemin des Dames hat gezeigt, zu welch hervorragenden Leistungen der deutsche Soldat von 1917 noch fähig war, und wie hätte der feldgraue Kämpfer diese Leistungen noch übertrumpft, wenn er mit der starken Artillerie im Rücken endlich einmal aus der zermürbenden und entsagungsvollen Verteidigung zum Angriff hätte schreiten können!

Wie stark die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Truppe im Jahre 1917 noch war, beweist schlagend der Verlauf der Tankschlacht von Cambrai im November 1917. Als in dem ausgesprochen ruhigen Frontabschnitt des Cambraibogens, in welchem schwer angeschlagene Flanderndivisionen ihre Wunden leckten, ausgesuchte englische Sturmtruppen hinter 300 Tanks in dichten Nebelwolken überfallartig durch die deutschen Stellungen brachen, die Front aufrissen und zehn Kilometer tief durchstießen, da packten hastig zusammengeraffte deutsche Reserven in glänzendem Gegenstoß aus beiden Flanken den eingedrungenen Feind an, und Lord Haig sah sich, während noch in London die Siegesglocken läuteten, von „dem blitzenden Vergeltungsschwert" getroffen und konnte nur mit knapper Not unter Zurücklassung von 9000 Gefangenen seine Ausgangsstellungen wieder erreichen. Wenn Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen sagt, daß dieser Erfolg umso bemerkenswerter

[1] Kämpfe der Heeresgruppe Kronprinz. a. a. O.

war, als er größtenteils von halb abgekämpften Truppen erzielt wurde, die für den Angriff nicht vorgebildet waren, so drängt sich hier von selbst die Frage auf, welche verlockende Aussicht der Plan des bayrischen General von Höhn im April 1917 in sich barg, da einmal die erbeuteten Geheimbefehle jede Ueberraschung ausgeschlossen, und somit an Stelle des improvisierten Gegenstoßes von Cambrai ein systematischer Gegenangriff auf den in die Falle gelockten Gegner erfolgen konnte, außerdem aber statt der wenigen abgekämpften Divisionen bei Cambrai eine Operationsmasse von 20 bis 25 ausgeruhten Divisionen für die Heeresgruppe Kronprinz an der Aisne-Champagne-Front zur Verfügung stand.

Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß die deutsche O. H. L. vor dem Ausbruch der russischen Revolution triftige Gründe hatte, an den neuen Grundsätzen für die Abwehrschlacht nicht rütteln zu lassen und auf strikte Innehaltung dieser taktischen Richtlinien zu dringen. Ob aber nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches am 15. März 1917 diese Gründe der O. H. L. noch zu Recht bestanden, ist mehr als zweifelhaft. War durch die Ablehnung der Vorschläge des General von Höhn eine Gelegenheit verpaßt, dem Feind im Westen durch einen überraschenden Gegenschlag das Gesetz des Handelns vorzuschreiben, so konnte sich die O. H. L. auch nach der siegreichen Abwehr der französischen Angriffe nicht entschließen, an der Westfront die Initiative an sich zu reißen.

Nach den schweren Verlusten, die der Kampf vor Arras und am Chemin des Dames gekostet hatte, war dies mit den Kräften des Westheeres allerdings nicht möglich. In den ersten vier Wochen der Frühlingsschlachten waren 87 Divisionen verbraucht, in dem zweiten Monat, also bis Anfang Juni, weitere 25 Divisionen. Von den 156 deutschen Divisionen an der Westfront waren somit 112 Divisionen durch den Schmelzofen der Materialschlachten gegangen. Der Rest war für den Großkampf mehr oder weniger ungeeignet.

Aber im Osten wären von den 80 Divisionen etwa 20 frei zu machen gewesen. War dieses Wagnis zu groß, wo der Zersetzungsprozeß das russische Heer noch nicht vollkommen erfaßt hatte? Vergegenwärtigt man sich, welche kühnen Operationen Hindenburg und Ludendorff 1914/15 im Osten bei Tannenberg

und in Maſuren durchführten, und welches gefährliche Wagnis ſie gegenüber einem äußerſt ſchlagkräftigen ruſſiſchen Heere im November 1914 mit der wunderbaren Flankenoperation von Thorn, unter der völligen Preisgabe Schleſiens, auf ſich nahmen, ſo wird man ſagen können, daß, an dieſen Taten gemeſſen, das Wagnis, 20 Oſtdiviſionen im Frühjahr 1917 nach dem Weſten zu fahren und die Oſtfront zu entblößen, gering war. Die Ereigniſſe haben auch beſtätigt, daß die ruſſiſchen Revolutionstruppen erſt im Juli zu einem Angriff an der öſterreichiſchen Front fähig waren, der nach kurzem, heftigem Aufflackern unter deutſchen Gegenſtößen zuſammenbruchartig endete.

Aber wenn — unter Berückſichtigung der zahlloſen Unbekannten in der Gleichung des Krieges — das Für und Wider der deutſchen Maßnahmen ſich bei dieſen Fragen die Wage halten könnte, ſo taucht bei der entſcheidenden Frage dieſes dramatiſchen Kriegsabſchnittes das große Rätſel auf, warum die deutſche O. H. L. die Meuterei und den Zerfall des franzöſiſchen Heeres nicht zu einem entſcheidenden Schlage benutzt hat.

Hat der deutſche Nachrichtendienſt in dieſen Monaten ſo kläglich verſagt, daß ihm die revolutionäre Situation in Frankreich verborgen blieb? Hat er weder von den zahlreichen Meutereien in der Truppe noch von der Aufruhrſtimmung in den Urlauberzügen und Lazaretten noch von den Streiks und der Gärung im Inlande etwas erfahren? Blieb ſomit die deutſche O. H. L. völlig im Unklaren über die Vorgänge auf der Feindſeite?

Zwei Aeußerungen von berufener Seite liegen uns vor. Ludendorff geht in ſeinen Kriegserinnerungen über dieſen wichtigen Punkt mit wenigen Sätzen hinweg. Der General ſagt: „Die Verluſte der Franzoſen waren ſo groß geweſen, daß die Moral der Armee zu leiden begann und Meutereien vorkamen, von denen allerdings nur ſpärliche Nachrichten nach und nach zu unſerer Kenntnis gelangten. Erſt ſpät ſahen wir klar".

Im Gegenſatz zu dieſen Feſtſtellungen Ludendorffs ſtehen Aeußerungen des Kronprinzen Wilhelm, dem als Führer der Heeresgruppe Kronprinz im Frühjahr 1917 die Armeen am Chemin des Dames und der Champagne unterſtanden. In einem Brief an den Schweizer Hiſtoriker Hermann Stegemann ſchreibt Kron-

prinz Wilhelm im Jahre 1921, daß der deutsche Generalstab sehr bald nach dem Scheitern der französischen Offensive durch Meldungen von Agenten und Aussagen von Gefangenen erfahren hatte, daß die Moral der französischen Armee sehr brüchig geworden war. Die Heeresgruppe Kronprinz habe der O. H. L. vorgeschlagen, sofort mit allen verfügbaren Reserven nachzustoßen und sei der Ansicht gewesen, einen Durchbruch in Richtung Paris erzielen zu können. Die O. H. L., so schließt Kronprinz Wilhelm sein Schreiben, hatte andere Pläne und lehnte den Vorschlag ab. Es besteht kein Grund, die absolute Richtigkeit der Feststellungen des Kronprinzen Wilhelm anzuzweifeln. Eher könnte man geneigt sein, die kurzen unwirschen Sätze Ludendorffs damit zu erklären, daß der General, rückblickend, sich nur ungern dieser versäumten Gelegenheit, — dieser großen, vielleicht letzten Gelegenheit, den Krieg zu gewinnen, — erinnern wollte.

Wo liegt des Rätsels Lösung? Ueberschätzte die deutsche O. H. L. die Kraft der revolutionären russischen Armee? Fürchtete sie eine zweite Brussilow-Offensive, die dem wankenden österreichischen Bundesgenossen den Rest geben würde? Unterschätzte sie die Agentenmeldungen und Gefangenenaussagen? Hielt sie einen Angriff im Westen so lange für aussichtslos, bis in Rußland reiner Tisch gemacht und die Masse der Ostdivisionen in Frankreich eingetroffen war? So viele Fragen, so viele Rätsel!

Die glückverheißende Stunde verrann. In Flandern warf sich der Brite rücksichtslos ins Feuer. In den 120 Tagen der Flandernschlacht opferte Lord Haig 300 000 Mann, um den Deutschen die flandrische U-Bootbasis zu entreißen und seinen schwerwunden Bundesgenossen zu schirmen. Achtzig deutsche Divisionen gingen von Juli bis zum Jahresende 1917 durch den flandrischen Blutsumpf. Schwerer und schwerer drückte die furchtbare Last dieser mörderischen Abwehrschlachten auf den gebeugten Nacken des deutschen Westkämpfers.

Jenseits des Ozeans aber füllten sich die Transportdampfer mit den ersten amerikanischen Divisionen. Frische Säfte begannen in den blutleeren Körper Frankreichs zu fließen.

Das Schicksal nahm seinen Lauf!

Literaturverzeichnis

I. Deutsche Quellen:

v. Falkenhayn: Die Oberste Heeresleitung 1914/16 in ihren wichtigsten Entschlüssen. Berlin 1920.

Hoeppner: Deutschlands Krieg in der Luft. Berlin 1921.

Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Berlin 1921.

Kämpfe der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Herausgegeben von der Feldpressestelle.

v. Kuhl: Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Berlin 1920.

v. Kuhl: Der Weltkrieg 1914—1918. Berlin 1929.

v. Kuhl: Englisch-französische Kritik des Weltkrieges. Berlin 1921.

Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen. Berlin 1919.

Ludendorff: Kriegführung und Politik. Berlin 1922.

v. Moser: Strategischer Ueberblick über den Weltkrieg. Bln. 1921.

Ritter: Der Luftkrieg. Berlin 1926.

Schwarte: Der große Krieg. Bd. III. Leipzig 1925.

Herm. Stegemann: Geschichte des Krieges. Stuttgart 1921.

Herm. Stegemann: Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Stuttgart 1930.

Was wir vom Weltkrieg nicht wissen. Herausgeg. v. F. Felger. Berlin 1930.

Westfalen im Weltkrieg o. J. Stuttgart.

Das Bayernbuch vom Weltkrieg. Stuttgart 1930.

Regimentsgeschichten: 1. Garde Reg. z. Fuß / 3. Garde Reg. z. Fuß / 4. Garde Reg. z. Fuß / Garde Grenadier Reg. Nr. 3 / Leib Grenadier Reg. Nr. 8 / Grenadier Reg. Nr. 12 / Infant. Reg. Nr. 24 / Füsilier Reg. Nr. 35 / Füsilier Reg Nr. 39 / Infant. Reg. Nr. 49 / Infant. Reg. Nr. 50 / Infant. Reg. Nr. 64 / Res. Infant. Reg. Nr. 74 / Infant. Reg. Nr. 81 / Infant. Reg. Nr. 92 / Sächs. Infant. Reg. Nr. 105 / Infant. Reg. Nr. 155 / Sächs. Infant. Reg. Nr. 184 / Infant. Reg. Nr. 190 / Res. Infant. Reg. Nr. 234 / Res. Infant. Reg. 235.

II. Französische Quellen.

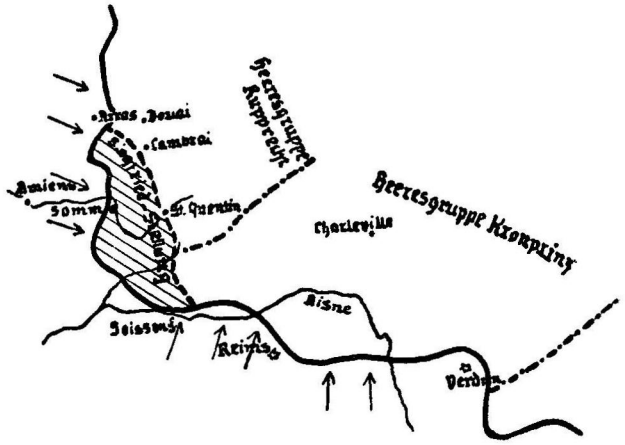
P. Allard: Les Dessous de la guerre. Paris 1932.

Buat: L'armée allemande. Paris 1920.
Clémenceau: L'antipatriotisme devant le Senat. Paris 1919.
Clémenceau: Kriegsreden. Herausgeg. v. Schwertfeger. Bln. 1921.
de Civrieux: La grande guerre 1914—1918. Paris 1921.
Galli: L'offensive française de 1917. Paris 1919.
Jauneaud: L'aviation militaire et la guerre aérienne. Paris 1923.
Mangin: Comment a fini la guerre. Paris 1920.
Mermeix: Fragments d'histoire 2 Bd. Paris 1926/27.
Orthlieb: L'aéronautique hier-demain. Paris 1924.
Painlevé: Comment j'ai nommé Foch et Pétain. Paris 1924.
Palat[1]: La grande guerre sur le front occidental. Bd XI/XII. Paris 1926/27.
Pédoya: La commission de l'armée pendant la guerre. Paris 1921.
Percin: Guerre à la guerre. Paris 1927.
Percin: La guerre et l'armée de demain. Paris 1917.
Pierrefeu[1]: G. Q. G. (Grand quartier général) Paris 1920.
Pierrefeu: L'offensive du 16. avril. Paris 1919.
Poincaré: Au service de la France. Bd. VIII. IX. Paris 1932.
Rousset: La bataille de l'Aisne avril-mai 1917. Paris 1920.
Général XY: Réflexions sur l'art de la guerre. Paris 1921.
Historique des troupiers coloniales.
Pages de gloire de la division marocaine.
Le I.er Corps d'armée pendant la guerre.
Historique du 7e tirailleurs.
Les territoriaux bretons en Champagne.
Revue des deux mondes.
Revue militaire générale.
L'Oeuvre.

III. Englische Quellen.

Churchill: World Crisis. London 1929.
Lord Haig: England an der Westfront. Berlin 1925.
Wright: Wie es wirklich war. München 1922.

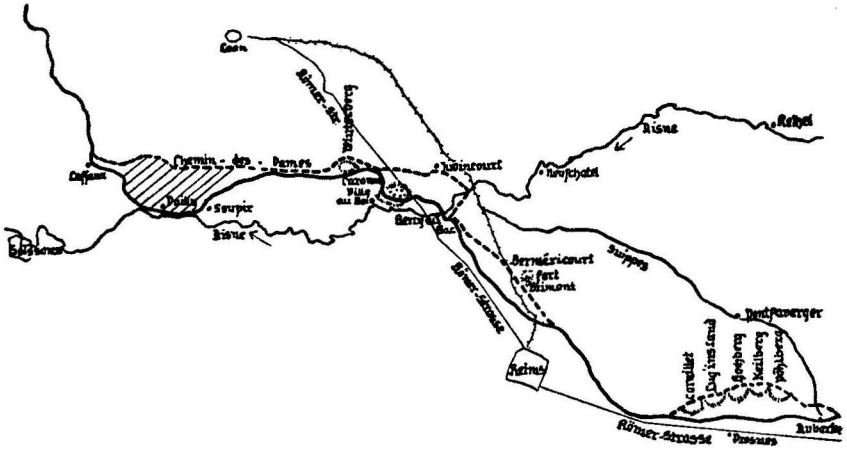
[1] Während der Drucklegung wurde der Verfasser von befreundeter Seite auf das Werk von M. u. H. Ziese: „Generale, Händler und Soldaten" (Frundsberg Verlag) aufmerksam gemacht, das eine eingehende Studie über den Feldherrn Nivelle enthält. Da Ziese gleichfalls auf die französischen Quellen Palat und Pierrefeu zurückgegriffen hat, ergeben sich in einigen Abschnitten Ueberschneidungen. Der Verfasser.



—— Deutsche Stellung Winter 1916–17.

——→ Der Angriffsplan der Alliierten 1917.

\\\\ Deutsches Rückzugsmanöver



—— Deutsche Front am 15. April 1917
--- Deutsche Front Ende Mai 1917
/// geräumtes Gelände.

Frankreichs schwerste Stunde